Bor.
175 b

175. b

Sangerhausen

Minos
oder
Thaten und Meinungen Friedrichs II.
in der Unterwelt.

Von

C. F. Sangerhausen.

Aus dem lateinischen Original übersezt.

Bremen,
bei Friedrich Wilmans. 1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

C. F. Sangerhausens

Minos.

Zueignung

an

die Zeit.

Dir, aller Göttinnen ältesten und jüngsten, die Du immer anders, und immer dieselbe, alles hervorbringst und alles vernichtest, Künste pflegst, und ihre Denkmähler zerstöhrst, gleich dem Saturnus, welcher immer Kinder zeugte, und auch immer verschlang, die Du langsam, wenn Du kömmst, schnell, wenn Du gehst, immer wiederkehrest, und doch nie zurük kömmst, und durchs Alter Dich verjüngest, Dir, des Menschen Allem und auch Nichts, o Zeit, Dir weih ich diese Zeilen.

Auch sie entstanden durch Dich, so wie sie auch durch Dich wieder untergehn werden. Denn was widerstünde Deiner

Macht? Erz und Eisen so wenig, als die Heere, welche damit kriegen. Scepter und Thronen, Palläste und Hütten, Systeme und Meinungen, alles reißt Dein allmächtiger Strohm mit sich fort. Die Wahrheit allein sinkt nicht unter. Immer kömmt sie wieder empor, erblikt und aufgefaßt von dem seltnen Weisen, welcher betrachtend am Ufer verweilt.

Bücher machen nur gelehrt, Du allein machst weise. Wer funfzig Jahre gelebt hat, der sollte nichts mehr lesen, als Dein großes, aufgeschlagenes Buch; aber auch studieren und verstehn. Die Welt mag sich nicht im Spiegel sehen! Und ihr wun-

dert euch, daß sie im Großen noch immer ist, was sie immer war?

Sie staunt bei vorübergehenden Veränderungen, welche Du hervorzauberst; aber sie wartet Deine spätern Verwandlungen und Berichtigungen nicht ab. Später lüftest Du den Schleier über den Begebenheiten. Verloschen oder verwischt sind dann die ersten crassen Farben des Hasses, des Neides, der Neigung, und des Eigennutzes. So verändern sich Dinge und ihre Namen. Der Freigeist wird zum Philosophen, der Ketzer zum Märtyrer, der Rebell zum Retter, oder auch der Philosoph zum Schwätzer, der Heilige zum Böse-

wichte, und der Sieger zum Mörder. Irrthümer und Meinungen leben höchstens Jahrtausende — die Wahrheit hingegen ewig wie die Natur. Aber wie und woran erkenne ich sie? — An Deinem Stempel, o Zeit.

An
Den Leser.

Ich glaube wohl, mein Leser, daß es nicht an denen fehlen wird, welche vieles von dem, was sie hier lesen, nicht billigen, oder, wider meine Meinung und Absicht deuten werden. Denn vieles wird ihnen hier und da, gegen die Religion, die Regierungen, oder auch gegen die allgemeinen Meinungen und Sitten unseres Jahrhunderts, zu frei, oder wenigstens nicht behutsam genug gesagt scheinen. Du mußt also wissen, daß ich hier nicht spreche, sondern diejenigen, welche ich reden lasse, und deren Charakter ich halten mußte. Außerdem hätte ich mit Recht das Schicksal schlechter Dichter fürchten müssen,

welche, um die Frömmigkeit zu erhalten, die Wahrheit verlieren. Denn so oft Friedrich und andere ausgezeichnete Männer verschiedener Nationen und Zeitalter, nach ihrer Art philosophiren, folgen sie darin ihrer Natur und ihrem Genie. Was wäre aber ungereimter, als Friedrich mit seinen Thaten, Reden und Schriften, und seinem ganzen Leben in Widerspruch zu sezzen? oder Lucian die Religion, und die Franken den Adel vertheidigen lassen? Ueberdem pflegen außerordentliche Männer Paradoxen zu lieben, welche weder bei dem Pöbel, noch auch im Ganzen Eingang finden können. Dies alles zu beurtheilen, ist das Werk des Lesers, welcher die Freiheit hat, es zu glauben, oder zu leugnen. Meine Pflicht war es, darauf zu sehen, nicht wie wahr, sondern wie passend es zum Charakter dererjenigen war, welche sprechen. Nach dieser Voraussezzung darf ich hoffen,

daß Niemand sich über Schaden oder Unrecht beschweren dürfe. Denn wer es wahr findet, wird es nicht tadeln, und wer es falsch findet, wird es nicht glauben. Wären die Meinungen dieser Männer vorher völlig unbekannt gewesen, so könnte man es unrecht finden, dieselben gleichsam zu verrathen, und ans Licht hervor zu ziehen. Warum sollte es aber nicht erlaubt seyn, das zu wiederholen, was aus öffentlichen Schriften in das allgemeine Gespräch längst übergeflossen ist, so, daß der, welcher gesteht, es nicht zu wissen, eben dadurch ein Bekenntniß seiner Unwissenheit ablegen muß? Und doch habe ich eine größere Vorsicht beobachtet, als die Sache vielleicht verlangte, dadurch, daß ich mich der gelehrten Sprache bediente. Auf diese Art kann meine Erzählung weder bis zum Pöbel hinab kommen, noch auch Gemüther verwirren, welche die Gabe der Beurtheilung nicht

besizzen. Hierzu kömmt noch, daß die meisten hier handelnden Personen, sich schon in der Unterwelt befinden, welche, so wie in Hinsicht auf Ort und Lebensart, so auch in Rüksicht auf Meinungen, von uns nicht wenig unterschieden seyn müssen. Diese können uns auf der Oberwelt desto weniger schaden, je weniger sie uns angehen. Noch wichtiger endlich ist der Grund, daß alles hier, wie es auch immer sey, das bloße Werk der Phantasie und der Erdichtung ist, bei welcher eine genaue Untersuchung nicht statt findet. Mehr habe ich nicht zu erinnern. Du aber, mein Leser, lebe wohl, so daß Du manches billigest, mehr verwerfest, überzeugt, daß weder ich alles glaube, noch auch wolle, daß andere es glauben.

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Erstes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Indem ich mich hinsezze, die Geschichte Friedrichs des II. in der Unterwelt zu schreiben, sehe ich leicht voraus, daß ich mich um die ganze lesende Welt nicht wenig verdient machen werde. Denn man mag sein Andenken entweder lieben, oder hassen, so wird man doch, troz der Verschiedenheit der Denkungsart, sie mit gleicher Aufmerksamkeit und Begierde lesen. Besonders wird der geistliche Pöbel sich freuen, zu erfahren, mit welchen Strafen er gemartert, jenen boshaft-wizzigen Spott büße, ob er als Nachfolger des Prometheus lange Quaal erleichtere, oder des Tityus unruhiges Loos,

oder welche gerechte Strafe er überhaupt leide, daß er mit freiem Geist und frecher Zunge es wagte, die Geistlichen nicht nur im Leben, sondern auch im Tode entbehrlich zu finden. Ich darf daher glauben, daß es meiner Erzählung eben so wenig an Anmuth, als an Glaubwürdigkeit fehlen werde. Wollte indessen ein Uebelgesinnter daran zweifeln, so würde ich ihm antworten: Weißt du denn nicht, daß sogar Friedrichs Schatten, von sehr ehrwürdigen und angesehenen Männern, herauf gefodert und um Rath gefragt wurde? Und du wunderst dich, daß man Nachricht von dem erhalten könne, welchen man, wie du nicht leugnen kannst, selbst wider seinen Willen auf die Oberwelt herauf rief.

Der Ruf von seinem Tode war ihm in der Unterwelt zuvorgekommen. Die Erwartung seiner Ankunft war unbeschreiblich, und stieg mit jedem Tage. Charon selbst befürchtete, sein Kahn möchte eine so große Last nicht aus-

halten. Kaum hatte er ihn in den Stand gesezt, als plözlich der König vor ihm stand, unbegleitet, wie immer, und so wie an dem Anzuge nicht zu unterscheiden, so an dem Blik unverkennbar. Vermuthlich um besser mit ihm auszukommen, redete ihn Charon so an: Glaube ja nicht, hier wiederum König zu werden. Desto besser, erwiederte Friedrich, ohne sich zu bedenken!

Charon. Seys Bescheidenheit, oder Würde, Du gefällst mir, und so will ich Dich sogleich hinüber ans Land sezzen.

Friedrich. Was will aber jener Schwarm gegenüber?

Charon. Es sind die Könige, welche Dich empfangen wollen.

Friedrich. Wohlan, so fahre mich vorbei, und sezze mich weiter hin am Ufer aus. Denn ich mag weder selbst noch ein König seyn, noch auch mit ihnen zu thun haben. Als ich

lebte, pflegte ich sie zu verspotten, oder zu hintergehen, oder zu besiegen.

In der That hatten sich die Könige versammelt, den Ankommenden zu empfangen. Nach langen Rangstreitigkeiten standen an ihrer Spizze Ludewig XIV. und Leopold I. Jeder hatte in der Nähe seine unentbehrlichsten Bedürfnisse, seine Maitressen oder Hofnarren, oder Beichtväter. Ludewig hatte sich eine kurze Rede aufsezzen lassen, und fing schon an sich zu räuspern, als sie gewahr wurden, daß Friedrich ihnen entwichen sey. Da ergriff sie ein allgemeiner Unwille, welcher die Sache so deutete, als habe Friedrich selbst sich der königlichen Versammlung unwürdig gefühlt. Und das mit Recht, hub der Gallier an. Denn so habe ich mich doch nicht geirrt, daß er durch einen Mißgriff des Glüks auf den Thron geschleudert, lieber König genannt werden, als König seyn wollte. Denn wir Könige können uns dem Jupiter, dessen Statthalter wir ge-

nannt werden und sind, durch nichts mehr nähern, als wenn wir nach seinem Beispiele die Besorgung so mannichfaltiger Geschäfte andern überlassen, zufrieden, bisweilen durch unsern Wink den Himmel zu erschüttern. Was that nun aber dieser kleine König? Pflegte er nicht alles, Großes und Kleines, als wär' er allein in der Welt, selbst zu besorgen? Auszuführen? Seine Briefe selbst zu schreiben? Seine Feinde selbst zu schlagen? Seine Siege selbst zu verdienen? Und gewiß hätte er auch den Schmuz seines Rokkes, seines Hutes und seiner Stiefeln entbehrt, hätte er sich dieselbigen selbst verfertigen können. Bei diesen Worten ertönte ein allgemeines Gelächter. Nachdem Leopold sich von demselben etwas erholt hatte, begann er so: Ich finde hier nicht sowohl einen Fehler der Geburt, als vielmehr der Erziehung. Denn da er von Jugend auf, unbekannt mit seinem erhabenen Loos, nur mit Büchern, Waffen und Gesezzen umzugehen lernte, und bei Kriegsübungen oder Gerichten und Rechnungen wech-

selsweise zugegen war, wie konnte er da die Majestät mit seinem Geiste fassen, oder durch Thaten erreichen, oder auch nur durch Gefühl ahnden? Besonders, da er durch so manche Arbeiten, welche so tief unter der Würde eines Königes sind, Tag und Nacht, Körper und Geist ermüdete, mit der Thätigkeit eines Privatmanns Geschäfte verwaltete, Geld sammelte, Rechnungen abnahm, Briefe annahm und wieder schrieb, und ohne Unterschied Hohe und Niedere vor sich ließ, und keine anständigere Art der Erholung kannte, als Gedichte machen, Geschichte schreiben und dem Concert der Tonkünstler, oder auch den Schwindeleien der Philosophen beizuwohnen. Aus diesem Grunde habe ich ihn für einen ziemlich guten Poeten, Flötenspieler, Philosophen und General, aber nie für einen König gehalten. Bei diesen Worten hatte sich der römische Pabst herangeschlichen, welcher, wie die Eule unter die Adler, so auch unter die Könige sich überall zu verirren pflegt. Eure christliche Gesinnung,

sagte er, geliebtesten Söhne in Christo, gereicht mir zu besonderer Zufriedenheit, da ihr eben so denkt wie ich. Denn nie habe ich ihn für einen König gehalten und anerkannt. Dies beweist der römische Calender.

Indem dies hier vorging, war Friedrich weiter hin ans Ufer entschlüpft, wo er einem Schatten begegnete, welcher mit wankendem Tritte und gesenktem Blikke in einem schattigten Myrthen-Walde wandelte. Diesen redete er so an:

Friedrich. Du scheinst Dir selbst genug zu seyn, wenigstens zu gefallen.

Timon. So wars, ehe Du ankamst.

Friedrich. Du scherzest. Denn was habe ich Dir geschadet?

Timon. Du fragst, und bist ein Mensch?

Friedrich. An diesem Worte erkenne ich Timon.

Timon. Entsezlich! Ist es denn gar zu schwer, Menschen zu vergessen, und von Menschen vergessen zu werden?

Friedrich. Du bist ungerecht, Timon, da Du Menschen selbst verdarbst, um sie dann hassen zu können. Und doch magst Du wohl nicht ganz Unrecht haben. Denn die Natur befiehlt Menschen zu lieben, die Erfahrung hingegen sie zu hassen.

Timon. Das ist viel gesagt, und doch können Könige Menschen entweder entbehren, oder beherrschen, oder auch im nöthigen Falle zwingen.

Friedrich. Du bist irrig, wenigstens kennst Du das Elend der Könige noch nicht. Wer sich ihnen naht, ist entweder schon böse, oder wird es bald darauf. Auf diese Art können sie sich viel leichter vor den Feinden, als vor den Nachstellungen derer hüten, welche sie die Ihrigen nennen. Die Kunst, Menschen zu gebrauchen, ist daher nicht sowohl die Kunst

der Könige, als der Philosophen. Doch mit welchen Fesseln soll ich diesen Proteus festhalten? Denn so sehe ich, daß Timon Menschen haßt, Diogenes sucht, Democritus belacht, und Heraclitus beweint, jeder in einer gewissen Rüksicht ein Thor und auch ein Weiser. Ich aber halte Menschen zu beherrschen fürs größte, ihrer zu entbehren für das sicherste, ihnen zu dienen für das wohlthätigste, ihnen wohlzuthun für das glüklichste, endlich sie zu belachen für das leichteste, und sie zu beweinen für das thörigste. Sollte aber Haß ja statt finden, nun so möge man alle hassen und einzelnen wohlthun. Irre ich nicht, so scheinst Du mit den Menschen schon mehr ausgesöhnt, wenigstens mich ertragen zu können.

Timon. Du gefällst mir.

Friedrich. Wunderbar?

Timon. Gar nicht. Du warst ja ein König, welcher eine halbe Million Menschen durch seine Kriege aufopferte.

Friedrich. Ich sehe, Du bist immer noch der Alte.

Mit diesen Worten wandte sich Friedrich, und kam auf einem unbekannten Nebenwege zum Tribunal der Richter. Ehrerbietig erhoben sich die drei Richter, boten ihm ihren Siz und ihr Amt an, und baten, wenigstens das Amt zu übernehmen, Könige und Fürsten zu richten. Als er aber bescheiden und hartnäkkig sich entschuldigte, versezte Aeacus: Es ist auch in der That nicht nöthig, denn so lange Könige geboren werden, werden seine Schriften sie belehren, und sein Leben und seine Thaten sie richten. Und ich, erwiederte Minos, habe noch ein größeres und viel wichtigeres Amt im Sinne, welches ich euch erklären will.

Der König hatte sich entfernt, und er fuhr ohngefähr so fort. Daß das Reich, welchem wir vorstehen, die allgemeine Meinung der Gerechtigkeit für sich hat, muß uns, wie

billig, zum gerechtesten Vergnügen gereichen. Denn da wir die Vergehen in der Oberwelt ahnden, und das ganze Menschengeschlecht im Leben durch Furcht, und nach demselben durch Strafen im Zaume halten, so wird man uns unsere großen Verdienste um die Ober- und Unterwelt zugleich nicht absprechen. Was noch mehr ist, wir richten und strafen sogar diejenigen, welche in ihrem Leben das Recht zu haben glaubten, Gesezze nur zu geben, aber nicht zu halten. Auf diese Art sind wir als Richter der Unterwelt zugleich die Erhalter der Oberwelt. Denn wenn die Sterblichen durch die Furcht vor uns nicht abgeschrekt würden, wie viele und wie große Erschütterungen der Reiche und Umwälzungen der Dinge würde man nicht erleben? Und so wie auf der Oberwelt alles gleichsam in einem ewigen Strudel herumgetrieben wird, so wird bei uns hingegen die Ruhe nie unterbrochen, und der Friede nie gestört. Undankbar müßten wir seyn, wenn wir uns nicht alles dessen mit Vergnügen erinnerten.

Demohngeachtet giebt es auch hier noch manche Mängel. Da uns jezt eine so gute Gelegenheit, ihnen abzuhelfen, gelungen ist, so glaube ich, müsse man sich derselben desto lieber bedienen, je weniger man wissen kann, ob sie je wieder kommen werde. Denn fürs erste bringen diejenigen, welche bei uns anlangen, nicht nur ihre Neigungen, sondern auch ihre Vorurtheile mit, an welchen sie so hartnäkkig hangen, daß es fast unmöglich wird, sie davon loszureißen. So verbreiten sie kein geringes Unglük, wenn sie nach überstandener Zeit der Strafen auf die Oberwelt wieder zurük kehren. Denn ob sie gleich das Meiste verändert finden, so können oder wollen sie es doch nicht einsehen, und sind so wenig geneigt, sich dem veränderten Zeitalter anzuschmiegen, daß sie vielmehr unbesonnen entgegen streben, und die vorige Ordnung der Dinge wieder erzwingen wollen. Aus diesem Quelle entspringt dann so manches Unglük. Denn fürs erste hindern sie die Weisheit, ihr Licht weiter zu verbreiten. Würde

wohl, wenn dies nicht der Fall wäre, die Oberwelt, nach so vielen Jahrhunderten, noch immer fast auf dem nämlichen Punkte stehen? Denn wenn einige glükliche Genies, z. B. in der Theologie, Philosophie und Politik, ein neues Licht anzündeten, so fehlt es nicht an denen, welche gleich darauf es wieder auslöschen. Eine Sache, welche keine geringe Erbitterung der Gemüther, und Verwirrung der Dinge nothwendig verursacht. Ueberdem ist es auch noch eine Unvollkommenheit, daß so manche glükliche Genies bei uns ihren rechten Ort nicht immer finden, und da sie weder herrschen können, noch auch gehorchen wollen, nicht selten Unruhe erregen. Aus diesem Grunde konnte auch jene traurige Finsterniß noch nie verschwinden, welche unser Reich bedekt, ob es gleich so viele große Lichter von Zeit zu Zeit in seinem Schooße aufnimmt und nährt. Denn nach Art der Planeten können sie nicht leuchten, wenn sie nicht eine Sonne finden, welche sie begleiten, und deren Strahlen sie auffangen. Da

überdem die Oberwelt in einem beständigen stürmischen Wirbel herumgetrieben wird, sollte man da nicht fürchten, daß sie einstürzen, und durch ihren Einsturz uns zugleich zerschmettern werde, wenn wir nicht Jemanden finden, welcher hinauf gesandt, die Unordnungen wieder herstellt, und das Ganze wieder befestigen könne. Da nun Friedrich der einzige ist, der dies vermag, so ist meine Meinung, daß man ihm dies Amt auftrage. Daher unterrichte er fürs erste, durch Hülfe seiner Gelehrsamkeit und so großer Erfahrung diejenigen, welche zur Oberwelt zurükkehren, besonders die Beherrscher der Völker, damit die Welt bessere, weisere und klügere Fürsten an Ihnen bekomme. Er belehre die Herrschenden, daß sie der Philosophie nicht entbehren können, belehre aber auch den Plato und seine Anhänger, daß Gelehrsamkeit ohne Erfahrung nichts vermöge.

So lange er in der Welt lebte, besaß er die bewunderungswürdige Kunst, die vorzüg-

lichsten Männer, jeder Art, überall zusammen zu finden, jeden auf seinen Posten zu stellen, und durch seine weise Macht so zu halten, daß sie, ohne schaden zu können, nüzzen mußten. Eben dies soll er uns nunmehro leisten. Auf diese Art wird er uns künftig nicht nur von der Furcht, sondern auch von der Beschimpfung befreien. Denn bei der jezzigen Lage der Dinge wird jedes erhabene Genie, welches in der Oberwelt so manches Größere wagte, oder doch wagen zu können schien, bei uns als verdächtig in Banden und Gefängnissen hingehalten, da hingegen der unedle und gedankenlose Pöbel, gleich als wäre er in sein Reich gekommen, triumphirt. Hiernächst wollen wir ihm auftragen, unser Reich endlich von seiner ewigen Finsterniß zu befreien. Niemand kann dies besser als er, da er bekanntlich die Erde so erleuchtete, daß nach der finstern Nacht plözlich Tag entstanden zu seyn schien, welchen wieder, um zu verdunkeln die Mächtigsten vergebens streben. Endlich, da er theils durch Furcht,

theils durch Klugheit so viele Jahre Kriege verhinderte, Ordnung und Frieden erhielt, und durch sein Ansehn den Zustand des fast immer unruhigen Europas behauptete, so mag man zu seinem Auftrage noch hinzufügen, daß er, so oft die Erde, durch innern Aufruhr oder äußere Kriege, in Gefahr kommt, und den gewissen Untergang droht, jedesmal hinauf eile, um die Sachen wieder herzustellen.

Ich gestehe, daß dies alles so viel und so schwer sey, daß kaum die Schultern eines einzigen es ertragen zu können scheinen. Aber ich weiß, welch ein Genie, und durch wie viele und große Arbeiten geübt, und gewöhnt, ich euch empfehle. So weit Minos. Alle stimmten bei, und so war die Sache beschlossen.

Nach dieser Zeit widmete Friedrich alle seine Nebenzeit dem Umgange mit Weisen. Nur hier werden wir durch die Unterschiede der Stände und Würden unglüklich genug von einander getrennt, nicht so in der Unterwelt.

Denn dort gehen Gleiche mit Gleichen ohne Unterschied um, und erkennen sich sogar gegenseitig, ohne anderer Hülfe. So genoß Friedrich das abwechselnde Vergnügen mit Sokrates, Xenophon, Epaminondas, Plato, J. Cäsar und andern, welche namentlich anzuführen die Kürze verbietet. Sogar die alte Weisheit des Solon und Lycurgus hielt er nicht unter seiner Würde. Doch hielt er sich an Niemanden mehr als an M. Aurel, mit welchem er die innigste Vertraulichkeit und einen täglichen Umgang hielt. Von diesen beiden Männern haben wir folgendes Gespräch.

M. Aurel. Du scheinst Dein Schiksal sehr gelassen zu ertragen?

Friedrich. Ganz recht. Denn es kam mir nicht unerwartet, auch hatte ich mich immer so eingerichtet, daß ich alles in mir selber fand.

M. Aurel. Dies haben wir der Philosophie zu danken.

Friedrich. Wer sollte sie weniger, und wer pflegt sie mehr zu entbehren, als die Fürsten?

M. Aurel. Aber wahrhaftig nicht ungestraft. Denn ohne Philosophie sind sie im Leben, die Schädlichsten, und nach dem Tode, die Elendesten. Da sieht man sie plözlich von ihrem Schmuk entblöst, nach Art der Kinder winseln, und die entrissenen Spielwerke der Majestät beweinen. Ihr ganzes Glük besteht dann in der eiteln Erinnerung, wie viel Schäzze sie besaßen, wie viel sie Pferde, Hunde und Maitressen hatten, und wie theuer sie dieselben unterhielten; wie viel sie auf Gastmähler und Schauspieler verwandten, und wie weit sie, an königlicher Pracht, alle andere ihres Zeitalters übertrafen.

Friedrich. Man muß sich wundern, wie gute Fürsten eine so elende und fade Gesellschaft ertragen können.

M. Aurel. Dies thun sie auch nicht, sondern leben entfernt von ihnen, und unterhalten sich, gleichsam nach veränderter Rolle, mit den Edelsten aller Nationen und Jahrhunderte, oder auch mit mannichfaltigem Nachdenken und Betrachtungen.

Friedrich. In der That bedürfen diejenigen, welche sich im Leben die allergnädigsten nennen lassen, nach ihrem Tode der Gnade am meisten. Und das mit Recht. Denn Fürsten sind wie Poeten. Sie werden nicht, sondern werden geboren. Und die Erziehung hebt die Fehler der Geburt nicht auf, sondern bedekt sie nur. Daher mögen sie selbst die Zügel der Regierung halten, oder andern überlassen, sie werden doch in jedem Fall fehlen.

M. Aurel. Ich sollte daher wohl unsere Einrichtung vorziehn, wo Fürsten gewählt wurden.

Friedrich. Außer, daß die Natur nur fehlen kann, Menschen aber zu fehlen gewohnt

sind. Sie hassen die Tugenden der Fürsten, und lieben und wählen ihre Fehler.

M. Aurel. Diesen Irrthum können sie verbessern, so bald sie einen übelgewählten verwerfen.

Friedrich. Aber mit welchem Verluste der Bürger und des Staats? So daß oft der Schlechteste besser ist, als der, welchen man nach so vielen Niederlagen und Kriegen wählte.

M. Aurel. Die Kunst zu regieren habe ich immer für die leichteste und schwerste zugleich gehalten.

Friedrich. Ganz gewiß ist das Menschengeschlecht zum Gehorsam bereit, und zur Schmeichelei geneigt. Sie staunen den Glanz an, lassen sich durch einen bloßen Blik gewinnen, und verehren den als einen Gott, welchen sie als einen Tyrannen nicht hassen müssen. Was ist also leichter, als einem Schiffe vorstehen, wenn es an denen nicht fehlt, welche

Steuer, Seegel, Ruder, und alle übrige Dienste verwalten? Was hingegen schwerer, als alles dies durch sich selbst verrichten?

M. Aurel. Daher mag auch wohl die üble Gewohnheit kommen, vermöge welcher die meisten die Majestät mit Niemanden, ihre Geschäfte aber mit Jedermann zu theilen pflegen.

Friedrich. So wenig ich mich auch je über die Pflichten eines Regenten beschwert habe, so habe ich doch das Loos der Könige in andern Rüksichten sehr traurig gefunden.

M. Aurel. Fürsten müssen vergessen, daß sie Menschen sind, welches ich nach meiner Empfindung fürs schwerste halte.

Friedrich. Außer daß es noch etwas schwereres giebt.

M. Aurel. Welches ich wohl wissen möchte.

Friedrich. Weder Freund seyn, noch auch Freunde haben können; überdem anders

denken und anders sprechen, Geheimnisse verbergen, Thränen unterdrükken, Schmerz, Zorn, Freude, nach den Umständen, durch die Miene verstellen oder lügen, an nichts, was gemein oder menschlich ist, Theil haben, und so gleichsam in der Mitte zwischen Göttern und Menschen, zu diesen nicht herab, und zu jenen nicht hinaufsteigen können.

M. Aurel. Wer dieses fühlt, der würde, beim Jupiter, eine auf der Straße gefundene Krone nicht leicht aufheben.

Friedrich. Freilich wohl, wenn sie die Schwere eben so sehr prüften, als sie den Glanz bewundern.

M. Aurel. Wenigstens laufen bei uns täglich Nachrichten aus der Oberwelt ein, daß die Zepter anfangen sehr an ihrem Werthe zu verlieren, seitdem es den Völkern einfällt, sie beschwerlich zu finden, oder gar zu zerbrechen.

Friedrich. Ohne Zweifel bezieht sich dies auf den Fall Frankreichs, welchen ich schon längst als Prophet vorhersagte.

M. Aurel. Wer könnte wohl besser meine Zweifel berichtigen, da ich durch so verschiedene Gerüchte getheilt, noch nicht bestimmen konnte, wer Schuld daran habe, das Volk? oder der König?

Friedrich. Unzufrieden mit seinem Reiter, warf einst Pegasus Bellerophon ab. Wer war nun wohl daran Schuld? Und so würde er den ganzen Gang der Sache erklärt haben, wäre nicht von allen Seiten her ein Geschrei entstanden, daß Friedrich vor die Richter gefordert werde.

Der um diese Zeit von Grund aus umgestürzte Königsthron hatte nicht nur die nachbarlichen Reiche gewaltig erschüttert, sondern der Schall des einstürzenden Reichs war sogar zur Unterwelt gedrungen. Ueberall herrschte

ein ängstliches Zittern und Gemurmel, ob das gewaltige Schiksal, oder der schwere Zorn der Götter, oder menschliche Unwissenheit und Verkehrtheit, ein Reich von Grund aus umgekehrt habe, gegründet nicht nur auf eine unzählliche Reihe von Jahren, sondern auch durch außerordentliche Majestät geschüzt, und durch die Religion sogar befestiget? Besonders konnte man es nicht begreifen, wie die Franzosen, welche sonst ihre Könige ohne Unterschied abergläubisch verehrten, auf einmal anfingen, sie zu hassen, und diesen Haß andern Völkern einzuflößen. Daher hatten sich die meisten Fürsten Europas bewaffnet und verbunden, theils um das zerstöhrte Reich wieder herzustellen, theils auch, um die ihrigen bei dem nachbarlichen Stur e zu sichern. Aber das Uebel war nicht nur unheilbar, sondern man kannte auch noch nicht einmal seine Ursachen. Endlich ward man gewahr, daß Friedrich mit Recht für den Urheber aller dieser entstandenen Unruhen angesehen werden könnte. Von ohngefähr war

zu eben der Zeit Ludewig XVI., welcher auf der Oberwelt den Kopf verlohren hatte, angekommen, mit dem Auftrage: Friedrich bei den Richtern anzuklagen, um wenigstens nicht ganz ungestraft ihn hingehen zu lassen.

Das erste, was er that, war, daß er sein Empfehlungsschreiben vorzeigte. Der Inhalt war folgender: „Er sey besser gewesen, als die meisten Könige in Frankreich, ein strenger Verehrer der Kirche und ihrer Heiligen, der beste Vater und Mann, habe lieber sich als andern schaden wollen, und nach dem Beispiel des grossen Heinrichs nichts mehr gewünscht, als daß, wenn es so seyn könne, jeder Landmann ein Huhn Sonntags im Topfe habe." Nach diesem Briefe legte er sein Anklage-Libell den Richtern ohngefähr in folgenden Ausdrükken vor:

„Nicht zufrieden mit dem Beinamen des Großen, als wäre es noch zu wenig, ließ

Friedrich sich auch den Beinamen des Einzigen beilegen, wodurch er sich nicht nur über alle erhob, sondern auch alle vergangene und künftige in ein sehr nachtheiliges Licht stellte. Da er überdem, wider die Gewohnheit der Könige, nicht nur das Steuerruder selbst hielt, sondern auch alles, Großes und Kleines, selbst besorgte, selbst hörte, vermittelte, Schäzze sammelte, und das Gesammelte sparte, freigebig gegen den Staat, sparsam gegen sich und in seiner ganzen Lebensart, und durch rastlose Thätigkeit sich selbst unter einen Privatmann herabsezte, so wurde dies ein Quell, aus welchem nicht wenig Unglük herfloß. Die Völker wollen, daß andere das auch thun, was sie ihn thun sahen. Sie machen ihn sogar zum Maasstabe, nach welchem sie andere beurtheilen. Ihm muß man es also zurechnen, wenn der Glanz der Majestät, welcher sonst Fürsten am meisten schüzte, verloschen ist. Dies war auch in der That sehr natürlich, da er die Majestätsverbrechen so wenig ahndete, daß er sie vielmehr ver-

lachte, und die Priester, welche königlich behandelt, den Völkern dieselbe einzuflößen wissen, entweder ganz vernachläßigte, oder auf das bitterste satyrisirte. So schädlich dies alles war, noch schädlicher war dieses. Die schöpferische Natur pflegt das, was sie täglich unternimmt und bereitet, geheim zu halten, und nicht allgemein bekannt werden zu lassen, eine Gewohnheit, welche Niemand mehr beobachten sollte, als ein Regent. Was that denn nun aber Friedrich? Wollte er nicht gleichsam alle zu Zeugen seiner Thaten haben, indem er seine Maasregeln, Thaten, Einnahmen, Ausgaben, und sogar das ganze Buch seiner Regierung von Zeit zu Zeit der Welt darlegte? Wenn nun aber Könige freiwillig Rechenschaft ablegen, darf man sich wundern, wenn Völker ihnen dieselbe überall abfordern? Eben so gefährlich war es, daß er alle Wissenschaften durch sich und andere aufklärte, und eine so große Freiheit zu denken, schreiben und sprechen einführte, als kein Zeitalter vor ihm kannte. Die Folge

davon war, daß diejenigen, welche sonst den Beruf hatten nichts zu wissen, nunmehro nach allen forschen, über alles sprechen und urtheilen, und mit Hintansezzung des Ansehns und des ehrwürdigen Alters, verlangen, daß alles sey, nicht wie es ist, sondern wie es seyn könnte und sollte. Auch war dies keine geringe Vergehung, daß er in seinen Schriften muthwillig genug Fürsten spottete, welche über die Gesezze erhaben, zu beurtheilen, jedem vorher sein Gewissen verbot, theils auch die Pflichten und das Bild eines guten Fürsten der Welt aufstellte. Der Schaden, welcher hieraus entstand, läßt sich ohne meine Erinnerung begreifen. Was soll ich sagen von seinem Unterricht für die Generals, welchen er nicht nur aufsezte, sondern auch bekannt machte? Durch die Uebersezzung und Verbreitung derselben, haben es die Franken dahin gebracht, daß sie nicht besiegt werden können. Wer fände nun wohl noch Bedenken, Friedrich die Ursache der französischen Revolution zu nennen? Um so

mehr, da er schon viele Jahre vorher dieses Schikſal, oder doch den Banquerot der französischen Monarchie prophezeihete, und da jezt selbst noch die Franken, jene Königs-Hasser und Königs-Mörder, nicht ohne Ehrerbietung an ihn denken."

Diese Beschuldigungen hatten einen allgemeinen Unwillen erregt. Denn ob man gleich wußte, daß ihre Widerlegung, Friedrich wenig Mühe machen würde, so hoffte man doch, daß er, der den Anstand überall so gut zu beobachten wußte, eine Vertheidigung nicht übernehmen würde, welche unter der Sache, und noch mehr unter seiner Würde war. Man hatte sich nicht geirrt; denn unbefangen und kalt fing er an, den Gang der französischen Revolution zu entwikkeln, und jede Begebenheit, von ihren ersten Ursachen her, zu verfolgen, und auf diese Art unwidersprechlich zu beweisen, theils daß das, was geschah, geschehen mußte, theils auch unter ähnlichen Umständen und Or-

ten, künftig wieder geschehen werde. Dabei machte er die Bemerkung, der gegenwärtige Krieg, welcher noch ganz Europa in Flammen zu sezzen drohe, sey der einzige in seiner Art. Denn jezt komme es nicht darauf an, Könige und Königreiche zu stürzen und wieder herzustellen, sondern auf Rechte und Pflichten. Dies sey daher ein sehr ungleicher Kampf der Waffen und Meinungen, der Körper und der Geister, desto gefährlicher und ungewisser, weil Waffen offenbar, und Meinungen hingegen im Verborgenen würken. Die Kraft der Waffen lasse sich berechnen. Wie weit aber Meinungen gehen werden, lasse sich schwerlich bestimmen. So wie andere Kriege ihren Grund in dem Zorn, oder mannichfaltigen menschlichen Leidenschaften hatten, so könne man die Philosophie für die Ursache des gegenwärtigen halten. Daß aber dieses Uebel nicht nur der Kunst und den Bestrebungen derer, welche es heilen wollten, widerstand, sondern auch durch die Kur sogar täglich sich verschlimmerte, sey gar kein

Wunder, besonders da man es durch entgegengesezte Mittel zu heilen suchte."

Und so wäre die Sache abgethan gewesen, hätte nicht Cicero in der Nähe gestanden. In der Einbildung, jene alte öffentliche Redegewohnheit wieder hergestellt zu sehen, konnte er eine so vortreffliche Gelegenheit unmöglich unbenuzt lassen. Obgleich von Niemanden aufgefordert, erhob er sich und begann so: *)

„Das lange Stillschweigen, o Richter! welches diese Zeit hindurch, theils der ungewohnte Ort, theils die aufgehobene Gewohnheit der Gerichte nothwendig machte, endige ich mit dem heutigen Tage, und mache zugleich wieder den Anfang, meine Wünsche und Empfindungen nach meiner sonstigen Gewohnheit frei herzusagen. Denn eine so große Leutseligkeit, eine so ungewohnte und unerhörte Gnade, eine so große und vollkommne Mäßigung bei

*) Diese Rede des Cicero ist im Original ganz aus seinen eigenen Worten und Perioden zusammen gesetzt.

der größten Gewalt, eine so unglaubliche und göttliche Weisheit kann ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Denn alle die, welche ihr in dieser Sache gegenwärtig sehet, sind überzeugt, daß ein so schändliches und unerhörtes Unrecht eine Vertheidigung verlange, aber wegen der Gefahr der Zeiten wagen sie es nicht, die Vertheidigungen zu übernehmen. Von mir hingegen scheinen sie es alle zu erwarten, und sogar schweigend zu fordern. Denn, indem sie ruhen, billigen sie es, indem sie es leiden, beschließen sie es, indem sie schweigen, rufen sie laut. Mir ist sogar, als wenn Friedrich schweigend mich so anredete: O vergebens übernommene Arbeiten! O trügerische Hofnungen! O getäuschte Gedanken! Wo ist nun der Ruhm, nach welchem wir strebten? Wo jene, jene meine Thaten? Wo der Eifer der Bürger, wo die Stimmen der ganzen Welt, wo endlich Deine Stimme und Vertheidigung, o M. Tullius! welche so viele rettete? Kann sie mir allein nicht helfen, welche einst den König Dejota-

rus, welche unzählige andere erhielt? Diese Gründe waren es, welche mich zur Vertheidigung dieser Sache vermogten. Mit Recht halte ich dies für einen sehr erwünschten Umstand, daß mir bei dieser so ungewöhnlichen Rede, an diesem Orte, ein solcher Gegenstand zu Theil ward, bei welchem es Niemand an Materie fehlen kann. Denn meine Rede betrift nichts Geringeres, als Friedrichs große und außerordentliche Eigenschaften, eine Rede, bei welcher man leichter den Anfang als das Ende finden kann. Daher darf ich nicht sowohl auf Reichthum, als auf Maaß sehen. Wer hat je einen so großen Fluß des Genies, wer eine so große Stärke, oder Reichthum im Sprechen oder Schreiben, welcher Deine Thaten, o Friedrich! ich will nicht sagen, erheben, sondern nur erzählen könne? Oft pflege ichs mir nicht nur vorzustellen, sondern auch oft und gern davon zu sprechen, daß die Thaten aller unserer Feldherren, aller auswärtigen Nationen und mächtigsten Völker, aller berühmtesten Könige

mit den Deinigen, weder an der Größe der Anstrengung, noch an der Zahl der Schlachten, noch an der Verschiedenheit der Länder, noch an der Geschwindigkeit der Ausführung, noch an der Ungleichheit der Kriege, mit den Deinigen verglichen werden können. Ehe ich hiervon mehr spreche, will ich etwas weniges, und bescheiden, so wie es billig ist, von mir selbst sagen. Andern wurden immer nur Dankfeste beschlossen, weil sie den Staat gut verwaltet, mir allein, weil ich ihn erhalten hatte. Berühmt sey jener Alexander, welchem die beinahe eroberte Welt, den Zunamen des Grossen erwarb; für einen außerordentlichen Mann gelte Pompejus, welcher mehr Kriege führte, als andere lasen, mehr Provinzen eroberte, als andere begehrten; ewig blühe der Ruhm des J. Cäsar, welcher erhielt, was andere nur wünschten, und seine Macht bis zum Himmel erhob; vorgezogen endlich werde allen mit Recht Friedrich, dessen Thaten und Tugenden mit der Sonne und Erde einerlei Grenzen

haben: so wird doch wahrhaftig unter ihrem Lobe, unser Ruhm auch seinen Plaz finden, wenn es nicht vielleicht größer ist, mit friedlichen Waffen Rom zu erhalten, und zu machen, daß abwesende Sieger ein Vaterland hatten, in welches sie wieder einziehen konnten. Weichen müßten also mit Recht die Waffen der Toga, und der Zunge gebührt der Lorbeer."

Bei diesen Worten entstand eine plözliche Unruhe und Tumult. Obgleich Cicero dadurch etwas aus der Fassung gebracht war, so fuhr er doch fort, wie in einer Einöde zu declamiren. Dieser Tumult war entstanden, wegen einiger aus der Oberwelt angekommnen Abgesandten; nämlich die meisten Fürsten, welche die Franken bekriegen, ließen Friedrich um Rath fragen, oder wenns möglich wäre, herauf fordern. Man hoffte, er würde die Franzosen jezt wieder schlagen, wie er sonst schon gethan hatte, oder wenigstens, vermöge einer neu erfundenen Taktik, besiegen helfen. Im

gleich würde seine Gegenwart den meisten, von französischem Gift angesteckten Völkern, Liebe und Verehrung gegen Könige wieder einflößen. Das Sonderbarste war, daß selbst Abgesandte von der französischen Nation sich darunter befanden, welche ihn baten, er möchte, da sie selbst noch nicht einig werden könnten, ihnen diejenige Form ihrer neuen Republik bestimmen, von welcher man den größten Nuzzen, und die gewisseste Dauer erwarten könne. Sie würden seine Vorschläge alle gern genehmigen. Friedrich lächelte, und alle riefen aus: diese Vertheidigung gilt mehr als hundert Ciceros!

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Zweites Kapitel.

Zweites Kapitel.

Zu keiner Zeit war der Zufluß in der Unterwelt größer, als damals. Denn nicht einzeln, wie sonst, sondern schaarenweis strömte die Menge hinzu, und sezte durch ihr uneiniges und verworrenes Geschrei alles in Bewegung. Ein Theil derselben schrie über die gänzliche Zernichtung göttlicher und menschlicher Rechte, Reiche, Gesezze, Religion, und sogar aller Ordnung und Menschlichkeit, indeß der andere wegen der endlich wieder geltenden Menschenrechte, wegen des zerbrochnen Sklavenjochs, und wegen der wieder hergestellten Gleichheit und Freiheit, nicht wenig triumphirte, und der

Welt eine neue Ordnung der Dinge, und ein zweites goldnes Zeitalter prophezeihte. Friedrich ließ sich endlich erbitten, sich auf die Oberwelt zu erheben, um sich von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten. Kaum war er durch den Schlund des Aetna, als den nächsten Weg, daselbst angekommen, als er erfuhr, der ganze Orient und Occident sei durch Kriege erschüttert, und alle Völker hätten sich vereinigt, im Orient einen König, welcher noch war, abzusezzen, und im Occident einen andern König, welcher nicht mehr war, wieder einzusezzen; daß die Gallier, welche er vor Zeiten mit einer Hand voll Truppen schlug, jezt von einer Menge auserlesener Truppen nicht überwunden werden können. Von hier durchflog er die meisten Gegenden, und sah, wie die reichen Spanier, unter gütiger Nachsicht des Pabstes, ihre Kirchengefäße zum Gebrauch des Krieges einschmelzen ließen, der Pabst aber selbst, in Hoffnung, den von den Seinigen erschütterten Stuhl Petri, durch Fremde und

sogar Feinde gestüzt und gesichert zu sehen, für das Glük der preußischen Waffen, Bußtage, und andern Ländern feierlichen Ablaß angekündiget habe; daß die Fürsten aber aus Erkenntlichkeit hier und da die Jesuiten zur Hinterthür wieder einließen. Als er zu den Galliern kam, erstaunte er nicht wenig, diese Sybariten plözlich in Spartaner verwandelt, die Männer mit Schnurrbärten, ohne Puder und Salben, die Weiber mit Spießen bewaffnet zu sehen, und alles, ohne Unterschied, von Philosophie und Waffen schreien zu hören. In noch eine größere Verwunderung ward er gesezt, durch die Britten, welche zu eben der Zeit, wo sie mit ihrer hohen Freiheit prahlten, damit umgingen, eine benachbarte Nation unter das Sklavenjoch zurük zu stoßen. Von hier eilte er zu den Batavern, welche, um nicht zu verbrennen, auf den Einfall kamen, sich zu ersäufen, bald darauf aber den Feind freiwillig aufnahmen. Damit aber meine Erzählung nicht länger werde, als Friedrichs Aufenthalt

auf der Oberwelt, so fand er, daß fast alle Fürsten aus den Ländern, durch welche er kam, entwichen waren. Er nannte daher im Scherz dieses Zeitalter, die große Flucht der Fürsten. Endlich verweilte er in Deutschland, welches, wie er erfuhr, tödtlich darnieder liege, und zwar an zwo Fragen, ob? und wie? Hier war er besonders begierig, das Heer zu sehen, welches die deutschen Stände größer, als je, auf die Beine gebracht hatten. Denn es war ihm in seinen sonstigen Kriegen zur Regel geworden, diese Armee vor allen auszuspähen, weil er, sie anzugreifen, immer für die sicherste Ahndung des Sieges ansehen konnte. Als er bald darauf Preußen, Oesterreicher, Sachsen, Gallier, und andere Völker mehr, freundschaftlich unter einander vermischt fand, freuete er sich nicht wenig über die so bewunderungswerthe Eintracht so ungleicher Stoffe. Keine Armee zog indessen seine Aufmerksamkeit mehr auf sich, als die preußische. Als er seinen Namen noch jezt so oft und so rühmlich von ihr

nennen hörte, konnte er sich kaum enthalten, sich zu entdekken. Destomehr freute er sich, bei einer so allgemeinen Veränderung, die Preussen im Geringsten nicht verändert zu finden. Um nach einem so herrlichen Schauspiel nichts anders wieder zu sehen, entschloß er sich, von hier wieder zurük zu kehren. Indem er nun noch an der österreichischen Armee hinaufging, murmelte er mit schiefen Blik: Euch wollt' ich — —

Bei seinem Eintritt in die Unterwelt ward er von der zudringenden Menge mit Fragen bestürmt, auf welche er sich so erklärte: Er habe auf der Oberwelt fast nichts mehr in seiner vorigen Lage gefunden, Meinungen, Rechte, Religionen, Reiche, Einwohner, kurz, alles sei so ganz verändert oder vielmehr verwirrt. Berge und Flüsse allein hätten ihre vorige Lage behalten. Die ganze Oberwelt sey gegenwärtig durch zwo Fragen beschäftigt und getheilt, nämlich, wie die Gallier besiegt, oder ein an

ständiger Friede gemacht werden könne? Beides ging nach seinem Geständnisse weit über seine Weisheit hinaus. Gott allein sey es, welcher es könne, dessen Friede, nach dem Zeugniß Pauli, über alle Vernunft gehe.

Daß sich gegen diese Bemerkungen Friedrichs manches einwenden lasse, wird ein unterrichteter Leser ohne meine Erinnerung begreifen. Denn dieser so große Mann hatte, so wie jeder von seiner Art, natürlicherweise auch seine Grillen. Große Geister pflegen nun einmal das Auffallende zu lieben, und nichts für Recht zu halten, was ihren Sitten, Maaßregeln und Meinungen widerspricht. So glaubte Friedrich, Regenten könnten und dürften keine Freundschaft unterhalten, und Treue weder halten noch erwarten. Freundschaften, oder auch Feindschaften, müßten nicht für sich, sondern bloß für den Staat übernommen werden; bei ihren Handlungen müßten sie nicht von ihrer Empfindung, sondern von ihren Vortheilen

sich leiten lassen. Religion und Priester lägen außer der Sphäre des Fürsten, welcher nur dafür zu sorgen habe, daß die leztern ihm weder nüzzen noch schaden können. Persönliche Zusammenkünfte der Fürsten, um sich gemeinschaftlich zu berathschlagen, und Krieg und Frieden zu beschließen, hielt er für eine Sache, welche sowohl für die Könige, als auch wenigstens für die Völker gefährlich ausschlage. Rechte und Sicherheit ließen sich durch gegenseitige Furcht viel leichter behaupten, als durch Gunst. So wie die Natur einigen Thierarten, Bündnisse und Freundschaften einzugehen nicht erlaubt, so können auch Fürsten wider die Natur kein Bündniß errichten, welches nicht früher, oder später ihnen selbst gefährlich und schädlich würde. Meinungen, glaubte er, müßte man entweder widerlegen oder verachten, aber auf keinen Fall mit Feuer und Schwert verfolgen, da sie entweder einen mäßigen oder gar keinen Einfluß hätten, so lange man nicht gegen sie wüthet. Daher müsse man nur den Umsaz der

Waaren, aber nicht eben so der Meinungen einschränken. Meinungen glichen den Gespenstern, welche man durch Waffen weder verlezzen noch vertreiben kann. Jeder müsse nicht ein fremdes, sondern nur sein Reich zu erhalten und zu befestigen suchen. Denn je mehr benachbarte Reiche wankten, desto mehr nehme das Seinige an Glanz und Stärke zu. Wenigstens war ihm im ähnlichen Falle nichts angelegener, als dahin zu sehen, daß sein Reich durch den Einsturz benachbarter Staaten neuen Zuwachs erhalte. Ueberdem glaubte er, fremder Schuld und Verkehrtheit Schaden zu verbessern, läge außer den Grenzen seines Amts. So dachte er besonders in Beziehung auf den Untergang des französischen Reichs. Für Urheber desselben sahe er nicht nur die vorigen Könige, sondern auch denjenigen an, welchen der gewaltsame Sturz desselben zulezt noch zerschmetterte. Denn warum habe er alles erhalten oder verlieren wollen? Warum ihn nicht vorsichtig vermieden, warum sogar geflissentlich

beschleuniget? Warum habe er Amerika befreiet, und so nicht nur die Völker, sondern auch der Armee das Glük der Freiheit kennen gelehrt? Warum die Batavier aufgewiegelt und im Aufruhr unterstüzt? Warum mit Oesterreich, seinem gefährlichsten Feinde, ein Bündniß errichtet? Wie könne er sich also über sein Schiksal beschweren, da er selbst das litt, was er andern bereitete?

Wie viel die Wahrheit an diesen Urtheilen Antheil habe, oder nicht, diese Untersuchung gehört nicht für mich. Sie ist das Werk des Lesers. Denn ich habe schon oben bemerkt, daß außerordentliche Männer gemeiniglich außerordentliche Grundsäzze haben. Eben so hatte auch Friedrich eine überaus große Vorliebe für Julian, dessen Umgang er am angenehmsten fand, und welchen er einst so anredete:

Friedrich. Du scheinst mir endlich zum Genuß Deiner Tugenden gelangt zu seyn, da

die Oberwelt Dich nun eben so sehr verehrt, als sie lang genug Dich verabscheute.

Julian. Beides vielleicht ohne genugsamen Grund.

Friedrich. Sie haßten Dich als einen Spötter, und lieben Dich als einen Weisen.

Julian. So hatten wir ein gleiches Schiksal.

Friedrich. Aber eine ungleiche Sache. Denn Du wolltest die christliche Religion verdunkeln, und ich hingegen aufklären.

Julian. Ein kleiner Unterschied für Priester, welche die Weisheit weder besizzen, noch verlieren wollen.

Friedrich. Aus eben diesem Grunde habe ich sie auch immer für die gefährlichste Pest der Regenten gehalten. Denn sie sind es, welche zurük gestoßen, Unruhen erregen, und vorgezogen, verführen.

Julian. Diese Verführungen sind desto schädlicher, weil sie sich über alle Arten verbreiten. Denn welcher Regent ward wohl jemals von seinen unglüklichen Leidenschaften von den Priestern zurük gebracht? von Maitressen, Unmäßigkeit, Grausamkeit zurük gezogen? welcher nicht vielmehr angereizt und eingeladen?

Friedrich. Du hast Recht. Denn sie erforschen ihre Neigungen, schmiegen sich listig an sie an, verschaffen ihren Lastern selbst reichliche Nahrung, und laden sie endlich durch vorgespiegelte Vergebung, zu Vergehungen ein. Indem sie nun ihre Sache mit der göttlichen, und die göttliche mit der Sache der Fürsten in Verbindung zu bringen wissen, so eröfnen sie sich ein weites Feld für ihre Habsucht und Herrschbegierde. Bald werden sie alsdann jeden Weisen verfolgen und verbannen, Gesezze geben, Bündnisse, Frieden, Kriege, kurz, alles selbst einrichten und bestimmen, nicht sowohl in Rüksicht auf den Nuzzen des Staats, als viel-

mehr auf den ihrigen, so wie sie geneigter sind, ganze Reiche und Nationen, als ein Wörtchen oder Formel untergehen zu lassen.

Julian. Welch eine schändliche Folgsamkeit der Könige! und welch ein noch schändlicherer Lohn!

Friedrich. Die versicherte Gunst der Gottheit, Erlaubniß und Ungestraftheit zu sündigen, und überdem die Beinamen des Frommen, des Heiligen, oder auch des Grossen, sind doch wohl keine Kleinigkeiten in Deinen Augen?

Julian. Diese Namen, ich muß es gestehn, waren mir immer sehr verdächtig. Denn ich fand die, welche sie führten, größtentheils noch viel schädlicher, als Tyrannen.

Friedrich. In der That, die Menschen sind zu beklagen. Denn indem sie einem zu gehorchen glauben, werden sie von unzählichen zugleich geplagt!

Julian. Dafür giebt es ein Mittel, eine durch Gesezze eingeschränkte Monarchie.

Friedrich. Wenn es nur dergleichen geben könnte. Denn ich darf doch wohl jezt mit Dir, so wie sonst ein Augur mit dem andern, sprechen? Ein Regent theilt entweder seine Macht mit mehrern, dann bleibt nur der Name, aber die Sache geht verlohren, oder er verwaltet alles durch sich allein, und dann ist er Despot.

Julian. Du hast vergessen, daß der kein Despot seyn kann, welcher durch Gesezze gefesselt wird.

Friedrich. Und wer nun Gesezze nach Willkühr geben, abschaffen und umändern kann, wie kann der durch Gesezze gefesselt werden? So herrscht er freilich nach Gesezzen, aber diese Gesezze sind sein eigener Wille, so daß die Götter den Menschen wohl nie etwas größeres schenken können, als einen vollkommen gerechten Regenten.

Julian. Auch ich halte die Gerechtigkeit für die einzige sichere Stüzze des Thrones. Denn was ist wohlthätiger, als jedem sein Eigenthum sichern, und nach gleichem Rechte Hohe und Niedere, Reiche und Arme behandeln.

Friedrich. Und doch, dünkt mich, kann man von der Gerechtigkeit eines Regenten mehr fordern.

Julian. Ganz gewiß, z. B. Sicherheit des Lebens und Freiheit des Geistes, und überdem — —

Friedrich. Daß er nichts, was allgemein ist, für das Seinige halte, nie auf sich, sondern nur auf die Bürger sehe, von ihrem Blute und Vermögen nur den Gebrauch mache, welchen nicht seine Leidenschaft und Ruhm, sondern bloß das öffentliche Wohl nothwendig macht, und da er es keinem anderen thun darf, sich selbst öftere Rechenschaft ablege. Daher halte ich den für den glüklichsten Fürsten, wel-

cher am meisten nüzte, und am wenigsten schadete.

Julian. So oft ich Völker sehe, an Zahl unzählich, und an Macht unbezwinglich, so oft kann ich mich nicht genug wundern über die menschliche Unwissenheit oder Trägheit.

Friedrich. Auch ein edles Roß erträgt freiwillig Zügel, Gebiß und Reuter.

Julian. Dies mag wohl daher kommen, weil es seine Kraft entweder nicht weiß, oder nicht fühlt, oder die Last weniger empfindet, oder auch wohl gar stolz auf die Ehre derselben die Vortheile des Gehorsams vorzieht.

Friedrich. Und gesezt nun, es würde grausam und übel behandelt, und gezwungen, seine Kräfte zu versuchen, was würde es dann —

Julian. Natürlich seinen Reuter abwerfen.

Friedrich. Ich kenne daher nur ein sicheres Mittel, Völker im Gehorsam zu erhalten.

Julian. Und dies mag wohl etwas schwer seyn.

Friedrich. Gar nicht. Man regiere sie nur so, daß sie ihre Kräfte nicht einsehn, und noch weniger durch Erfahrung fühlen. Sollte dies indessen doch der Fall seyn, so behandele man sie so, daß, weil sie es für nüzlich halten, sie selbst lieber die Herrschaft ertragen, als abschütteln wollen.

Julian. Du scheinst Dich nicht an die vielfältigen Unruhen der meisten Völker und Zeitalter zu erinnern.

Friedrich. Eben so sehr, als an die Verschiedenheit der Zeiten, welche aus ihnen hervorleuchtet. Völker vertrieben sonst ihre Könige, und behielten das Königthum. So

veränderten sie nicht die Sache, sondern nur den Namen der Beherrscher. Jezt aber sind sie nicht sowohl mit dem Könige, als auch mit dem Königthum unzufrieden, und eben die Philosophie, welche den Regenten immer zu nüzzen pflegt, scheint den Regierungen gefährlich zu werden.

Julian. Unerkannte Uebel schaden gemeiniglich nicht, sondern erkannte.

Friedrich. Und erkannte können ohne Verbesserungen nicht unschädlich gemacht werden. Nachdem nun die meisten Zweige des menschlichen Glüks bisher verbessert wurden, so ist es ein übles Zeichen, wenn die Regierungskunst allein die Hand des Arztes scheuet, oder von sich zurük stößt.

Julian. Um so vielmehr, je mehr man hinweg, oder wenigstens verbessert zu wünschen Ursache hat.

Friedrich. So finde ich, daß fast überall auf die niedrigen Stände zu wenig Rüksicht genommen ist, welche dem Staate den größten Nuzzen verschaffen, und den geringsten von ihm erhalten.

Julian. Allerdings ist diese Einrichtung nicht die beste, aber sie ist auch noch nicht die schlimmste.

Friedrich. Und diese wäre? —

Julian. Die Sache ist etwas delikat. Denn es schmeichelt gar nicht, die Sachen darzustellen, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind. Indessen sey es darum. Denn so lange Fürsten noch in der Oberwelt sind, werden sie meine Grundsäzze nicht erfahren, und sind sie einmal hier angekommen, so werden sie hoffentlich sich mit mir vereinigen. Hältst Du es wohl für billig, daß jeder, welcher ein öffentliches Amt zu erhalten wünscht, sich durch vielfältige Anstrengung und Unterricht dazu vorbe-

reite, seine Geschiklichkeit in dieser Rüksicht theils selbst, theils durch andere prüfen lasse, und überdem von der Verwaltung seines Amts Rechenschaft ablege, oder wenn er die Pflichten desselben, entweder nicht erfüllen kann oder will, freiwillig es aufgebe?

Friedrich. Du magst wohl Recht haben, bis auf den Umstand, daß das Verhältniß eines Fürsten, von dem eines Bürgers so ganz unterschieden ist.

Julian. Das glaub ich auch, und doch muß ich mich destomehr wundern, daß Leidenschaften durch Gesezze und Schranken am wenigsten gehindert werden, da, wo sie am heftigsten sind, das heißt, bei der höchsten Gewalt.

Friedrich. Fürchte nicht; das was sie am stärksten zurükhält, ist der Ruhm und die Geschichte.

Julian. Freilich machte Dich der Ruhm im Leben gut, und nach demselben unsterblich. Glaube aber ja nicht, daß diejenigen die Stimme der Geschichte, oder des Ruhms hören werden, welche für Lob und Unsterblichkeit keinen Sinn haben. Und so nach scheint mir das Wohl der Völker auf sehr ungewissen Füßen zu stehen, überlassen, entweder dem Zufall des Glüks, oder der Willkühr der Menschen.

Friedrich. Indeß geschieht den Menschen kein Unrecht, da Fürsten ihr Daseyn ihrer Einstimmung zu danken haben.

Julian. So müßte es ihnen auch erlaubt seyn, nicht einzustimmen. Wenn es Verträge dieser Art giebt, in welchem Archiv werden sie aufbewahrt? Warum nicht vorgezeigt? Ist es Dir wohl wahrscheinlich, daß Bürger eingewilliget haben, Hirsche und wilde Schweine auf ihren Fluren zu nähren, und es mit dem Leben zu büßen, so bald sie es wagten, sich von denselbigen zu befreien? Oder feil und

gedungen sich nach Afrika und Asien versenden zu lassen, um dort geschlachtet zu werden?

Friedrich. Indem sie es ertragen, billigen sie es, indem sie es leiden, stimmen sie ein.

Julian. Das nenne ich ein hartes Gesez der Natur, oder der Nothwendigkeit.

Friedrich. Allerdings muß man überall dem Stärkern gehorchen.

Julian. Also hältst Du einen für stärker, als viele oder alle?

Friedrich. Ganz gewiß, so lange er von der Furcht, Irrthum und Verehrung des Volks, und von seiner Weisheit, nach den Umständen der Zeit, einen klugen Gebrauch zu machen weiß. Hingegen, wenn er sich weniger nach den Umständen richtend, bald in der Anwendung der Gewalt, bald der Gelindigkeit fehlt, so wird er selbst der schwächere Theil,

und unterliegt mit Recht eben dem Gesezze der Natur, oder der Nothwendigkeit.

Bei diesen Worten erscholl das Gerücht, Friedrich sey schon wieder, und zwar diesmal von den Geistlichen, vor den Richtern, angeklagt. Diese Menschenart, beim Jupiter, versezte er ziemlich kalt, ist unsterblich, und ihr Haß ewig. Nie hören sie auf, die zu verfolgen, welche sie nicht betrügen konnten.

Bei seiner Ankunft vor den Richtern erfuhr er, man habe ihn angeklagt, als habe er die Gottheit verachtet, und die Religion auf der Oberwelt sogar aufgehoben. Unter seiner Regierung sei entweder durch sein Zulassen, oder sogar Antrieb, die göttliche Verehrung verloschen, so daß sie, so viel Mühe man sich auch gegeben habe, seit dieser Zeit nicht ganz wieder hergestellt werden konnte. Dies sey zugleich der unglükliche Quell aller dererjenigen Uebel, unter welchen die gegenwärtige Welt

seufze. Aufgebracht durch diese unerhörte und schrekliche Beschuldigung trat Friedrich unvorbereitet sogleich auf.

„Ob es gleich, o Richter, von je her meine Gewohnheit war, mich nicht durch Worte und Reden, sondern durch Thaten oder Waffen zu vertheidigen, so muß ich doch, um nicht gegen euch und gegen die Götter, in deren Namen ihr hier regiert, ungerecht zu scheinen, schon einmal von meiner Gewohnheit abgehen. In meiner ganzen langen Regierung suchte ich es dahin zu bringen, daß der menschliche Geist, endlich einmal von seinen ewigen Finsternissen, und von dem schändlichen Joch des Aberglaubens befreit, es wagte, vernünftig zu denken, nichts annähme und für wahr hielte, als was er nicht leugnen konnte, und nichts als Recht anerkenne, als was er ohne Schaden der öffentlichen und Privat-Glükseligkeit nicht unterlassen konnte. Die Weisheit hielt ich für den einzigen Quell der Tugend, und beide zusammen

für die einzige wahre Gottesverehrung. Denn wodurch könnten wir die Gottheit würdiger verehren, als wodurch wir ihr am ähnlichsten werden können? Indem ich auf diesem Wege einherging, sah ich mit dem größten Vergnügen Sicherheit und Glük täglich mehr aufblühen; sahe, wie diejenigen ruhig ihre Gottheit verehrten, welche vorher tödtlich einander haßten; sahe sogar so manche andere Nationen sich nach diesem Beispiel richten. Dies alles geschah von mir, ohne Widerstand, und sogar mit dem Wunsche, und dem thätigsten Bestreben desjenigen Standes, welchem der Staat die Sorge für die Religion aufgetragen hat. Wenigstens war es der vernünftigste und beste Theil derselben, welcher mich hierin getreulich unterstüzte. Ich darf daher glauben, daß, indem ich mich hier vor euch vertheidige, die meisten auf der Oberwelt die Beschuldigungen meiner Gegner für das größte Lob ansehn, und sich glüklich schäzzen werden, zu eben dieser Zeit gelebt zu haben. Und wer sind denn nun wohl

diejenigen, welche es wagen, mir die Aufhebung der Religion vorzuwerfen? O hütet, o hütet euch, sie für Verehrer der Götter und Diener der Tugend zu halten! Schwärmer sind es, und Feinde aller wahren Glükseligkeit; eine Sekte, welche schon oft ihren Namen, aber ihre Natur und Leidenschaften noch nie verändert hat. So wie sie sonst Magier, Bramanen, Pharisäer und Päbstler hießen, so lassen sie sich jezt gern Orthodoxen nennen. Zu allen Zeiten behielten sie nicht nur eine und eben dieselbe Herrschbegierde, sondern auch eine und eben dieselbe Kunst bei, nämlich die Verfinsterung. Welchen Lärmen wissen die Leute zu erregen, so oft sie ihren läppischen Unsinn sich entrissen sehen, mit welchem Geschrei suchen sie dann die Welt zu überreden, die ganze Religion sey vernichtet? So wie ihre Klage so ganz ungerecht ist, so sey es mir erlaubt, eine andere gegen sie zu erheben, welche, wie ich mir schmeichele, viel gerechter und einleuchtender ist. Denn ich wer-

de im Gegentheil beweisen, daß man sie vielmehr für Verächter der Gottheit und für die schädlichsten Feinde der Religion halten müsse. Fürs erste machen sie die ehrwürdigste Sache, durch ihre läppischen Grillen, lächerlich. Wie hätten auch sonst je Religionsspötter entstehen können? Da überdem die Vernunft das größte göttliche Geschenk ist, so werdet ihr leicht bestimmen können, wie sehr diejenigen sich versündigen, welche diese Vernunft für die größte Pest der menschlichen Natur ausgeben, und ihren allgemeinen Gebrauch verbieten. Doch das ist noch nicht das Größte. Selbst Gott bilden sie nach ihren Neigungen, nicht wie er ist, sondern wie sie wünschen, daß er sey, daß er zornig, nach unschuldigem Blute dürste, und dadurch allein befriediget und gesättiget werden könne. Sie glauben, der Urheber der Vernunft nähme es übel, wenn man ihr folge, und der, welcher die menschlichen Geister so verschieden schuf, wolle demohngeachtet, daß alle einerlei

denken. Sie stellen ihn so vor, als wenn er hangend an einer Formel, oder Meinung, die Frömmigkeit nicht nach Thaten, sondern nach Meinungen abmesse; die Tugend verschmähe, welche der Mensch leisten kann, und die verlange, welche er nicht leisten kann; mit ewigen Strafen gegen die wüthe, welche anders dachten, und endlich die sogar strafe, welche das nicht wußten, was sie nicht wissen konnten. Auch stellen sie Gott so vor, als wenn er argwöhnisch und für seine Ehre fürchtend, nur immer darauf sehe, daß sie nicht leide, und die Verbrechen gegen seine Majestät auf das eifrigste bestrafe. Sanftmuth, Nachsicht, Großmuth wären nur Tugenden der Menschen, fänden aber in Gott keine Statt. Was soll ich sagen, daß sie sich für die einzigen Dollmetscher des göttlichen Willens ausgeben, und doch denselben so auslegen und deuten, daß sie Gott mit seiner Natur, und mit der menschlichen Vernunft in Widerspruch sezzen. Wie vieles könnte ich noch sagen, wenn man nicht hieraus

sich schon genug überzeugen könnte, daß Priester dieser Art, im wahren Sinn des Wortes, Feinde der Gottheit und Religion genannt werden müssen. Die Richter stimmten bei, und so ward **Friedrichs** Meinung sanctionirt.

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Drittes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Indessen wurde der unglükliche Krieg auf der Oberwelt ohne Ende und ohne Hoffnung fortgesezt. Einigen Fürsten schien es daher rathsam, einen Krieg durch den Frieden zu endigen, welchen sie durch Waffen nicht endigen konnten, und die Erlaubniß, oder auch die Nothwendigkeit ihn fortzusezzen, ihren Bundesgenossen zu überlassen. Dieser Friede war allen Völkern überaus willkommen, nicht, weil er den erlittenen Schaden genug heilte, sondern den künftigen noch größern verhütete. Nur eine Art Menschen war es, welche ihn übel nahm. Dies waren die ausgewanderten Gallier, welche, um

mit dem Königreiche zugleich die Herrschaft ihrer Leidenschaften wieder hergestellt zu sehen, sich zu einem freien Exil verdammten, und deren Loos nunmehr das traurigste wurde, so wie ihre Sache vorher nicht die Beste war. Als diese die ganze Welt für sich verschlossen sahen, fiel Einem von vielen, so wie diese Nation selbst im Unglük ihren Wiz und Leichtsinn nicht leicht zu verlieren pflegt, jener Vers aus dem Virgil ein: Kann ich den Himmel nicht rühren, so will ich den Orcus erschüttern. Dies war das Signal, einen neuen Plan der Nothwendigkeit anzupassen. Ganz recht, schrien alle; denn wer wollte bei einem solchen Einfalle an unserm Glükke verzweifeln, oder wer sich bedenken, die Erde mit allen ihren Greueln so bald als möglich zu verlassen? oder wo könnte die auf der Oberwelt gänzlich aufgehobene Ordnung der Dinge besser und leichter wieder hergestellt werden, als in der Unterwelt? Wo der verloschne Adel glüklicher wieder aufblühen, oder wo ächter wieder hervorgehen, als von uns? oder auch die ver-

tilgte Religion besser wieder eingeführt werden? zwitscherten die Priester. Denn erbeten von uns, wird der heilige Vater, dem nach einem alten Rechte, alle im Kriege eroberten, oder durch Schiffahrt entdekten Länder gehören, auch diese sich zueignen, und nach seiner ganz uneigennüzzigen Gerechtigkeit den Königen zu theilen, mit bedächtigem Vorbehalt des Rechts, sie wieder zu nehmen. So wird er zugleich den Verlust an Ländern entschädigen, welchen einige Fürsten in diesem Kriege litten. Nach dieser Berathschlagung machten sie sich reisefertig, und kamen plözlich und unerwartet in der Unterwelt an. Als sie nun hier erfuhren, die Ordnung der Dinge sey Friedrich aufgetragen, so nahmen sie es für eine gute Ahndung. Denn sie hofften einen Gönner ihrer Sache an dem zu finden, welcher einst selbst König, und sogar ein Freund der Gallier gewesen war, eine Hoffnung, welche sie jedoch gewaltig täuschte. Sie fingen an auf diese Art zu haranguiren.

„Wer wir sind, was, und wie viel wir litten, und welches ungerechte Schiksal uns an diesen Ort verschlug, wirst du ganz gewiß schon wissen. Unsere Absicht ist nicht, durch Herer- zählung unsers Unglüks uns Mitleid oder Gunst zu erwerben. Hoffentlich wird unser Name uns Dir schon genug empfehlen. Denn wir sind Gallier, und Du liebtest im Leben die Gallier.

Friedrich. Sehr wahr, so schäzte ich Montesquieux, Voltaire, Rousseau, Helvetius, Alembert, Rainal, Türenne, Villar, Catinat, und welche nur immer durch ihre Thaten und Schriften ihrer Nation Ehre machten. Aber wer seyd ihr?

Gallier. Gar nicht von unedlem Pöbel, sondern der ächte, für seinen König, bewaffnete Adel.

Friedrich. Ich wäre wohl begierig eure edlen Thaten zu vernehmen, oder auch, warum ihr die Waffen ergrifft?

Gallier. Den König zu vertheidigen.

Friedrich. Oder vielmehr zu tödten.

Gallier. Bei allen Göttern! So wär es ja wohl besser, alle jene Aufopferungen und Gefahren zu vermeiden?

Friedrich. Ganz gewiß, denn so lebte der König noch jezt.

Gallier. Freilich wohl, im Gefängnisse, ich zittere am ganzen Körper, als Privatmann, beraubt aller königlichen Majestät und Macht, welche —

Friedrich. Welche er in der Folge der Zeit, allmählich wieder an sich bringen, so wie die nachgelassenen Zügel unvermerkt wieder anziehen konnte. Du scheinst die allgemeine Kunst der Könige noch nicht zu kennen. Die Macht, welche sie besizzen, haben sie nicht erhalten, sondern genommen. Ihnen ist erlaubt, so viel sie können, und sie können, so bald sie weise sind, so viel sie wollen.

Gallier. Wunderbar? Desto begieriger bin ich, Dich ganz auszuhören.

Friedrich. Das heiße ich Gewalt anthun. Indessen seys darum, nur muß man mich nicht unterbrechen. Fürs erste muß man nicht die Könige, sondern euch für die Hauptursache der französischen Revolution ansehen. Denn eure Leidenschaften waren es, welche nicht nur das Reich in Schulden versenkten, sondern ihm auch den Unwillen und Haß der Nation zuzogen, und überdem den König als einen ungerechten, verdächtigen und meineidigen Flüchtling darstellten. Indem ihr ihn getrennt vom Volke in die Nothwendigkeit seztet, sein Interesse mit dem eurigen zugleich zu vertheidigen, thatet ihr im Grunde nichts Anderes, als daß ihr ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärtet. Nicht damit zufrieden, als wäre es zu wenig, einen Fürsten gestürzt zu haben, welcher es so wenig verdiente, zoget ihr auch andere mit in das Unglük hinein. Denn

durch leere Gerüchte, und falsche Vorspiegelungen brachtet ihr jenes unerhörte Bündniß und jenen beweinenswerthen Krieg zu Stande, indem ihr mit der Treue der Franzosen gegen ihren König und der Anhänglichkeit der Armee an seiner Person so prahltet, daß man glauben mußte, man habe es nicht mit einer Nation, sondern nur mit einer schwachen Parthei zu thun, die ganze Sache aber verlange nicht sowohl einen langen Feldzug, als vielmehr nur eine kurze Spazierreise. Ihr mögt nun selbst bestimmen, ob man diesen Irrthum eurer Unwissenheit oder Verkehrtheit zuschreiben solle. Damit ihr aber doch die Folgen desselben einsehet, so müßt ihr wissen, daß den Franken, welche wohl sahen, daß die Ketten, welche man ihnen schmiedete, viel empfindlicher seyn würden, als diejenigen waren, welche sie zerbrochen hatten, auf diese Art nicht nur jener Gemein-Geist, sondern auch jener tödtliche Haß und unbezwingliche Hartnäkkigkeit zu siegen oder zu sterben, eingeflößt wurde. So führtet ihr mit

den Eurigen einen offenbaren, und mit den Auswärtigen einen verborgenen Krieg, nachdem ihr sie zur Theilnahme dieses Krieges verleitet hattet. Ich muß noch mehr sagen, ihr seyd nicht nur Schuld an der Entstehung, sondern auch an dem Unglükke dieses Krieges. Denn warum brachtet ihr, vermöge eures Stolzes und eurer Verschwendung, die verbundenen Völker und Armeen wider euch auf, welche euch lieber unglüklich, als unterstüzt sahen? Oder warum ließet ihr eure geheimen Kunstgriffe und Unternehmungen, die Republik in ihrer Wiege zu erdrükken, welche gemeiniglich auf Verrätherei und Bestechung beruhten, durch die öffentlichen Zeitungen lange vorher schon bekannt werden, unter den gewöhnlichen Ankündigungen: An diesem oder jenem Tage stehe der Republik eine große Revolution, oder ihren Vorstehern eine allgemeine Ermordung bevor. So konnten die Franken ihre Gefahren durch Niemand besser erfahren, als durch euch. Doch dies sind noch Kleinigkeiten. Eure Auswande-

rung aus dem Vaterlande war es, welche eurer Sache den gefährlichsten Stoß versezte, und deren vorzüglichste Nachtheile ich euch vorzählen will. Der erste derselben bestand darin, daß ihr auf diese Art euer Vaterland desto sichtbarer bekriegtet, je einleuchtender es war, daß ihr von eurem und nicht dem öffentlichen Interesse geleitet wurdet. Eure Entweichung belehrte die Gallier, wie viel, und welche wüthende Feinde sie zu bekämpfen hätten. Was er von der Republik denke, war jedem gleichsam auf die Stirn geschrieben. Natürlich war es, daß die Furcht den Zorn entflammte, der Zorn die Uebereinstimmung befestigte, und die Uebereinstimmung die Gemüther begeisterte. Ich will nicht erwähnen, daß euer Vermögen, nach der Flucht, unter dem Vorwande der Beute geplündert, ein vortreffliches Mittel wurde, diesen so kostbaren Krieg zu führen. Denkt euch nun einmal den Fall, ihr wäret im Vaterlande zurük geblieben, konnte da wohl die Gegenparthei aufkommen und so viel Festigkeit gewin-

nen? Eure Gegenwart konnte sie entweder verhindern, oder unvermerkt entkräften. Euer war der ganze Schwarm von Clienten, deren Leben von euch abhing, und welche nach eurer Entweichung zu verschiedenen Partheien verschlagen, den allgemeinen Schiffbruch des Vermögens zu benuzzen suchten. Euer prahlender Stolz ging freilich so weit, daß ihr behauptetet, es sey um die Republik geschehen, nachdem sie ihren Adel und ihre Officiers verlohren hatte. Diesen Irrthum darf ich nicht widerlegen. Die Erfahrung hat es schon genug gethan. Indessen kann ich mit eurer Erlaubniß (denn hier sind wir gewohnt Wahrheit zu sagen und zu hören) nicht umhin, zu bemerken, daß eure Abwesenheit die Ursache der fränkischen Siege wurde. In einer Monarchie kommen nur so viele Genies empor, als diejenigen wollen, welche jedesmal herrschen, in der Republik hingegen, so viele als können und wollen. Daher die Menge vorzüglicher Männer jeder Art. Alle diejenigen, welche die Natur nur mit den Ga-

ben des Geistes ausgestattet, aber in Rüksicht auf Geburt und Vermögen verabsäumet hatte, hätten, zurükgestoßen ins ewige Dunkel, nie zu einem erhabenen Posten sich empor schwingen können. Alle diese brachen nach eurer Entweichung plözlich hervor, und thaten in der Armee und in jedem Zweige der Staatsverwaltung die natürlichen Wunder des Genies und der Tugend. Gesezt endlich, ihr konntet auch eurer Sache nicht sonderlich aufhelfen, so konntet ihr doch der Gegenparthei schaden. Denn indem jeder von euch seinen Posten behielt, hättet ihr die Bessern ausgeschlossen.

Gallier. Ich möchte wohl wissen, wenn ich mir die Frage erlauben darf, ob Du Dich besser in diesem unglüklichen Kriege genommen haben würdest?

Friedrich. Das glaube ich, bei den Göttern!

Gallier. Und wie?

Friedrich. Auf eine und zwar die leichteste Art.

Gallier. Und welche?

Friedrich. Ich hätte ihn nicht angefangen.

Gallier. Ich würde mich wundern, einen König so von einem Könige sprechen zu hören, wenn es nicht bekannt wäre, daß Du Deine vorige Würde vergessen, und sogar den Geist jener vermaledeieten Gleichheit eingesogen habest, welche unsere Landsleute aus der Hölle, denn wo wäre sie sonst hergekommen? auf der Oberwelt eingeführt haben.

Friedrich. Auch das ist kein geringer Irrthum. Nirgends wird der Unterschied der Würden und Personen besser beobachtet, als hier. Keiner wird hier nach fremden Vorzügen geschäzt, jedes Verdienste sind sein einziger Maasstab. Es wird wenig Mühe kosten, Dich zu überzeugen, wie sehr vorzügliche Männer

jeder Art verehrt werden. Ich erwähne billig nichts von mir. Eben so wenig darf ich entfernte Beispiele aufsuchen. Welche Ehre genießen nicht Montesquieux, Voltaire, Rousseau, deren Leben in euer Zeitalter fiel? Wie werden sie nicht von allen gefeiert, aufgesucht, vorgezogen, gehört! Ihre Worte sind nicht die Worte der Menschen, sondern die Orakel der Götter. Was noch mehr ist, so bin ich jezt beschäftiget, die noch übrigen Mängel in dieser Art zu verbessern, und jeden auf seinen rechten Standort, und gleichsam seinen rechtmäßigen Posten zu stellen. Und so dächte ich wohl, hättet ihr wenig Recht uns die Gleichheit vorzuwerfen.

Gallier. Armselige Würde, welche jeder sich selbst geben kann! Wo bleibt aber jene höhere, welche die Natur durch Geburt nach Willkühr vertheilt?

Friedrich. Vorzüge der Geburt pflegt entweder die Philosophie zu verlöschen, oder

der Tod wenigstens aufzuheben. Hier aber werden wir nicht geboren, sondern wir sind.

Gallier. Wer hätte es glauben sollen, daß die Ordnung der Dinge aus der ganzen Natur so sehr verbannt sey, daß wir weder hier, noch auch in der Oberwelt mit Anstand leben können. Denn welchen Rath würdest Du uns wohl selbst geben?

Friedrich. Dieser wäre, aufrichtig zu sprechen, wenn ihr hier bleiben wollt, einen guten Trunk Lethe, und wenn ihr zurükkehren wollt, eine gute Portion Niesewurz zu nehmen.

Nach diesem Gespräch wandte sich Friedrich zu den Zeitungen, welche so eben von der Oberwelt angekommen waren, und eine Art von Erholung für ihn ausmachten. Natürlicherweise kamen sie immer späte an. So erfährt man die Begebenheiten dort nicht eher, als wenn sie bei uns schon vergessen sind. Friedrich selbst war der Meinung, daß man nur

die Thaten, aber die Art ihrer Ausführung, und die Wahrheit fast nie in ihnen antreffe. Ueberdem wußte er noch aus seinem Beispiele, daß sie gemeiniglich von den Regenten, nach ihrer Absicht und Interesse, gebildet und eingegeben werden. Indessen las er sie doch, und sollte es auch nur seyn, um aus der Art des Styls und der Kunst der Erdichtungen den Geist des Jahrhunderts beurtheilen zu können. Die so eben angekommenen waren folgenden Inhalts:

Paris, den 1. Jul.

Hier herrscht eine allgemeine Verwirrung. Niemand weiß, wer befehlen und wer gehorchen soll. Die Republik ist in eine unglükliche Anarchie ausgeartet. Es fehlt den Gesezzen an Ehrfurcht, und den Obrigkeiten an Ansehn. Hierzu kömmt noch der Mangel an Gelde und eine gleich große Theurung, wovon der erste den Untergang, und die lezte den Hunger droht. Daher fordert das ganze Volk, theils durch

stille Wünsche, theils durch lautes Geschrei, die Wiederherstellung des Königthums. Der Kredit ist völlig gesunken. Alle hatten den Frieden für das einzige Mittel gegen das große Unglük. Aber wer fände es nicht wider sein Interesse und unter seiner Würde, barbarische Horden mit Gelde zu unterstüzzen, oder gar in Friedens-Unterhandlungen sich mit ihnen einzulassen?

Paris, den 1. Jul.

Zur Feier des Freiheitsfestes hatte sich eine unglaubliche Menge Menschen versammelt, welche mit lauter Stimme Gott für ein so großes Gut dankten, und ihre Kinder auf den Armen beschwuren, die Freiheit sich nie entreißen zu lassen, welche ihre Eltern mit ihrem Blute erkauft hatten. Vorgestern wurden viele Vornehme, und sogar auch verdächtige Officiers guillotinirt. Weder ihre Bitten, noch auch ihre Appellation ans Volk, konnten sie der Strenge der Gesezze entziehen. Ruhig sahe

es zu, da es doch sonst zu entbrennen und sich bewaffnet zu erheben pflegt, so oft die Republik, oder Freiheit, in Gefahr zu kommen scheint. Für den Krieg und andere Bedürfnisse sind unendliche Summen bestimmt und ausgezahlt worden. Aus Afrika und Amerika gehen von Zeit zu Zeit große Vorräthe von Getraide ein. Vermöge eines Dekrets hat man die Todesstrafe darauf gesezt, wenn Jemand von Frieden spricht, so wie man auch keine Friedens-Bedingung anhören soll, so lange noch das kleinste französische Dörfchen sich in der Gewalt der Feinde befindet.

Aus Deutschland.

Die französische Armee befindet sich in einem sehr traurigen Zustande; sie leidet Mangel an Proviant und Kleidung. Die an Menschen erschöpfte Nation sendet Kinder zur Armee. Die meisten entziehen sich dem Eide, oder verlassen doch gleich darauf die Fahne. Sie sind daher unglaublich schwach, und doch leiden

die meisten noch von ihnen an Krankheiten. Bei einer Schwadron giebt es kaum fünf tüchtige Pferde. Sie fliehen schon vor dem Treffen, und fechten nur in Verschanzungen. Wenn sie ja etwas zu wagen scheinen, so thun sie es entweder von Brandtewein erhizt, oder aus Furcht vor der Guillotine. Sie fechten ohne Kunst und ohne Disciplin. Ihre Generals sind Schuster, Bierbrauer, Reitknechte, Mahler, Aerzte, Advokaten und Professoren, daher können sie leichter verachtet, als gefürchtet werden.

Aus Deutschland.

Wie ein reißender, unwiderstehlicher Strom dringen die Gallier vor, und überschwemmen von Tage zu Tage mehrere Gegenden von Deutschland. Ein einziges Wort von Republik, oder Freiheit, bringt einen so hohen Fanatismus bei ihnen hervor, daß sie mit zugedrükten Augen, die höchsten Berge erklimmen, und sich in die festesten Verschanzungen und Batte-

rien hineinstürzen. Sie besizzen überaus viel Muth, eine unglaubliche Geschwindigkeit, und eine ganz außerordentliche Kunst, ihre Artillerie zu gebrauchen. Ihre Menge ist unendlich. Nach einer Niederlage oder auch Treffen scheinen sie plözlich vervielfältiget aus der Erde wieder hervorgekommen zu seyn. Sie werden sehr gut unterhalten, und schwelgen, gemästet von der Beute eroberter Provinzen. Ein General ließ ohnlängst zween Officiere, welche ihre Schuldigkeit nicht genug gethan hatten, vor der Fronte niederschießen. Aus diesem Umstande kann man auf die Strenge ihrer Disciplin schließen. Die meisten ihrer Generale verstehen die Kunst, die Soldaten zu haranguiren, Ort und Umstände zu wählen, in Rüksicht auf dieselben, Treffen zu liefern, oder zu vermeiden, Hinterhalt anzulegen, und sich auf gleiche Art nicht leicht täuschen zu lassen. Die Oesterreicher und Engländer haben den ganzen Monat hindurch unaufhörlich sich mit ihnen geschlagen, aber jedesmal den Kürzern gezogen, und die

Länder, welche sie vertheidigen sollten, mit Vorrath und Artillerie überlassen.

Friedrich lächelte bei so manchen Stellen nicht wenig. Endlich rief er aus: An welchem Faden findet man sich aus diesem Labyrinth, oder welcher Oedipus löset diese Räthsel? Darauf ging er auch die Friedensvorschläge durch, welche man vom Anfang des Krieges den Franken stufenweise gethan hatte, und verglich sie mit der Leiter, welche der Patriarch Jacob einst im Traume sah, wovon der eine Theil den Himmel, der andere die Erde berührte.

Zugleich waren auch andere neue Schriften mit angekommen. Indem er ihre Titel mit flüchtigem Auge durchlief, hatte sich Voltaire herangeschlichen. So kann ich ja wohl, hub er an, den jezzigen Zustand der Gelehrsamkeit auf der Oberwelt von Dir erfahren?

Friedrich. Und wirst ihn, wenn ich nicht irre, nicht sonderlich erfreulich finden.

Alles, was man seit einiger Zeit oben thut und schreibt, scheint kein großer Beweis von Weisheit. Es ist ein wahrer Kampf des Lichts und der Finsterniß, und gleichsam nur ein angehender, und noch zweifelhafter Tag. Doch hoffe ich, daß man es eher die Morgen- als Abenddämmerung nennen könne.

Voltaire. Wenn ich mich an die Fortschritte erinnere, welche die Philosophie zu unsern Zeiten machte, so sollte ich wohl glauben, daß sie überall sich verbreitet habe.

Friedrich. Sie herrscht und dient zugleich.

Voltaire. Ziemlich räthselhaft.

Friedrich. Verfolgt und verbannt von der einen Seite, erhebt sie sich von der andern, so daß ihre täglich hellere Stimme nicht mehr genug unterdrükt werden kann. Ihre Feinde sind diejenigen, welche ihre Beschüzzer seyn sollten, das heißt, die, welche am weltlichen und

geistlichen Ruder sizzen. Hingegen sind es die niedern Stände der Bürger, welche sie aufnehmen und nähren, so daß man sie mit einem Baume vergleichen kann, welcher von oben herab abstirbt, indeß die Sprößlinge von der Wurzel aus desto schwelgerischer sich erheben. Wohlan, hier kannst Du lesen und lachen.

Voltaire. Nun ja, das ist das Verzeichniß verbotener Bücher, dieser Anzeiger alles menschlichen Unsinns.

Friedrich. Oder wenn Du lieber willst, Hoffmann von Wien.

Voltaire. Ich kenne diesen närrischen Kauz, welchen hundert Centner Nieseswurz nicht heilen können, und welcher sich ungestraft rühmt, von Fürsten gedungen, ja sogar in seinem schriftstellerischen Unsinn unterstüzt zu werden.

Friedrich. Der Wicht nennt Dich die Pest des menschlichen Geschlechts.

Voltaire. Das kann ich mir gefallen lassen. Denn er behauptet ja, daß in Deinem der Welt so schädlichen Zeitalter, der Saame alles gegenwärtigen Unglüks liege.

Friedrich. Ein Mensch, der so wenig Lob verdient, kann nicht besser loben. Ueberdem höre und lese ich nicht, daß man jezt auf der Oberwelt leicht wegen seines Genies und Tugenden jemanden vorziehe, sondern hingegen Genies zurükgestoßen, als verdächtig, entweder aus Vaterland und Aemtern vertreibe, oder sogar in Gefängnissen einschließe.

Voltaire. Das ist sehr unrecht und sehr gefährlich.

Friedrich. Allerdings, besonders für Regenten. Denn auf diese Art theilen jene ihren einmal gefaßten Haß andern mit, machen, obgleich durch alle Länder verstreut, eine geheime Verbindung aus, und zwingen sogar das Volk unvermerkt, klug zu werden.

Voltaire. Und das mit Recht, da sie die berüchtigte Brut des Loyola von den Fürsten hier und da gütig aufgenommen und wieder eingeführt sehen.

Friedrich. Das heißt bei dem Feinde Hülfe suchen. Desto weniger darf man sich wundern, wenn das Feld der Gelehrsamkeit unfruchtbar wird, oder nur die armseligsten Früchte hervorbringt.

Voltaire. Dies liegt wohl an der öffentlichen strengen Censur.

Friedrich. Oder vielmehr an dem gegenwärtigen Kriege.

Voltaire. Ich verstehe Dich nicht ganz. Denn jener unvergeßliche Krieg, welchen Du einst führtest, war es ja, welcher allen schönen Wissenschaften einen guten Schwung gab.

Friedrich. Es war aber auch ein grosser Unterschied zwischen dem damaligen und gegenwärtigen Kriege. Damals waren es nur

Partheien, welche gegen sich stritten. Man stritt nicht über das Recht, sondern über den Ausgang des Krieges. Ein großer Unterschied, Denn jezt glaubt man, daß es die Menschheit betreffe, und nicht nur die, welche zu Waffen gezwungen wurden, sondern auch alle entfernte, welche müßige Zuschauer abgeben dürfen, glauben sich nicht wenig dabei interessirt. Philosophen vergleichen und wägen die Rechte und Pflichten gegen einander ab. Eine Entdekkung führt gemeiniglich wieder zu einer neuen. Da nun Schriften aus diesem Fache vorzüglich Leser finden, so drehen sich fast alle Schriftsteller und Leser in diesem Kreise herum. Wenigstens ruhen jezt alle sonstige Streitigkeiten über Litteratur und Theologie so ganz, als wären die Akten geschlossen. Ein ganz natürlicher Fall. Der menschliche Geist pflegt immer wieder neuen und frischen Metallen nachzuspüren, wenn die ersten erschöpft sind.

Voltaire. Du scheinst den großen Kant vergessen zu haben.

Friedrich. Das nicht, aber wie so kalt und nur von wenigen wird dieser Streit geführt? Auch glaub' ich nicht, daß er eine große oder allgemeine Revolution machen werde, da er größtentheils in den gelehrten Schulen geführt werden muß.

Voltaire. Dürfte man seinen Anhängern, welche von Zeit zu Zeit hier ankommen, glauben, so hat die Philosophie noch nie richtigere, größere und erhabenere Entdekkungen gemacht, und Schwäzzer waren alle, vom Sokrates bis zum Neuton. Denn so wie das, was jene vorbrachten, nach ihrer Meinung nie bewiesen werden konnte, so können die Kantischen Grundsäzze hingegen nicht einmal geleugnet werden. Angefeuert nicht wenig, bat ich, mich in ihre erhabene Weisheit einzuweihn, und so hörte ich eine Menge Worte und Phrasen. Als ich ihnen nun versicherte, daß mir der Sinn derselben auch nicht im geringsten einleuchte, so bekam ich die Antwort:

Das ist gar kein Wunder. Denn auch wir verstehen sie nicht. Indessen thut dies nichts zur Sache, so bald man sie verstünde wäre das Erhabene verlohren. Wenigstens, sezte ich hinzu, das Neue. Bei solchen Umständen begreife ich nicht wohl, wie die Philosophie jezt nach Deiner Meinung herrschen könne.

Friedrich. Wenn Du nur nicht darunter jene pedantische Schul- und Bücher-Weisheit verstehest, sondern diejenige, welche, angepaßt auf das menschliche Leben und verschiedene Umstände, alles auf der richtigen Waage abwägt, Pflichten, Rechte, Handlungen, kurz, alles bestimmt, was ein Mensch leiden oder fordern kann. Diese aber mußt Du nicht unter den Vornehmern, welche lieber geniessen, als lernen wollen, sondern unter den niedern, bürgerlichen Ständen suchen. Denn woher wäre wohl die Revolution in Deinem Vaterlande entstanden, außer durch die Philosophie, welche ihr Licht über alles verbreitete? Oder durch wen, außer durch Dich?

Voltaire. Bei den Göttern! Du scherzest. Denn wie konnte der einen Thron erschüttern, welchen die Franzosen im Leben haßten, verbannten, und als einen Feind der Götter und Menschen verfolgten, im Tode aber nicht einmal die Ruhe in der Erde gönnten?

Friedrich. Veränderte Meinungen pflegen vor Revolutionen vorher zu gehen, und auch auf sie zu folgen. So versezten sie Dich, als Retter ihrer Freiheit, und beinahe als einen Gott, mit hohen Pomp in ihren Tempel.

Voltaire. Wie hätt' ich das je verdient?

Friedrich. Hattest Du nicht die Grausamkeiten der Könige und Priester aus ihrem Dunkel ins Licht hervorgezogen, und auf das Bitterste satyrisirt, und Deine Zeitgenossen auf den Gedanken gebracht, daß sie nicht Thiere, sondern Menschen wären?

Voltaire. Da alle diese Grundsäzze von mir vorgetragen, verworfen, oder nicht gehört, oder nicht geglaubt wurden, so bleibt es mir immer ein Wunder, wie sie lange nachher empor kommen konnten.

Friedrich. So wie mancher Saame von der ungerechten Erde lange zurük gehalten, und endlich schon aufgegeben, bei milderer Witterung noch hervorzusprießen pflegt.

Voltaire. Aber auch zu herrschen?

Friedrich. Dies hätten sie auch nicht gekonnt, hätte man sie nicht mit Gewalt, und endlich gar mit Waffen bekämpft. Weist Du nicht, daß selbst der Lauf der ruhigsten Flüsse durch entgegengesezte Dämme verstärkt und beschleuniget wird?

Voltaire. Allerdings hat die Gelehrsamkeit unglaubliche Gewalt und Vorzüge. Auch kenne ich noch keinen glüklichen oder grossen Fürsten, welcher nicht entweder selbst ge-

lehrt war, oder wenigstens Gelehrte, durch mannichfaltige Gunstbezeigungen sich eigen machte, und in sein Interesse hineinzog.

Friedrich. Du hast Recht. Ein grosser Geist vermag mehr als die mächtigsten Könige. Diese können doch nur Feinde besiegen, Länder erobern, Städte bald zerstören, bald erbauen, und endlich kostbare Denkmähler errichten. Aber nicht eben so können sie ihren Werken die Dauer verschaffen. Nach ihrem Tode können und pflegen ihre vorher siegenden Armeen überwunden, eroberte Provinzen verlohren, und Städte und Denkmähler bald durch die Barbarei der Menschen, bald durch die Gewalt der Witterung zerstöhrt zu werden. Alles hingegen, was große Geister ausdachten und erfanden, kann so wenig untergehn, daß es vielmehr sich immer fort verbreitet. So ist bis auf diese Zeit kein Wort des Solons und kein Gedanke des Sokrates untergegangen. Und dies ist sehr begreiflich. Denn Könige wirken

nur auf den Körper, Gelehrte aber auf den Geist.

Voltaire. Du solltest bald machen, daß ich zu keiner andern Zeit auf der Oberwelt gelebt zu haben, oder auch jezt auf dieselbe zurük zu kehren wünschte.

Friedrich. Vermuthlich um Deinem Lobe beizuwohnen?

Voltaire. Mehr noch, um die Früchte der veränderten Meinungen zu genießen.

Friedrich. Oder auch, um Dich darüber zu ärgern.

Voltaire. Wie so?

Friedrich. Weil man Dich jezt für einen Schwäzzer, so wie sonst für einen guten Geschichtschreiber hielt.

Voltaire. Ich kenne Deine alte Sitte. Du lobst, um zu tadeln.

Friedrich. Wenn Du dies für ein Unglük hältst, so hast Du wenigstens einen Theilnehmer. Denn Du mußt wissen, daß auch jezt noch die Urtheile der Oberwelt über mich verschieden, und sogar widersprechend ausfallen. So halten einige mich für einen wohlthätigen, andere für einen schädlichen Fürsten. Manche sehen mich für einen Nachahmer des listigen Philippus, oder auch des verwegenen Alexanders an, andere glauben, ich habe den Philippus und Alexander in meiner Person vereiniget, manche endlich behaupten, ich habe die Grundsäzze des Macchiavells in Schriften widerlegt und in Handlungen ausgeübt. Einige glauben, daß ich in der Welt viel Gutes, andere daß ich viel Böses gestiftet habe. Manche glauben, ich hätte nie leben, andere ich hätte nie sterben sollen, einige halten mich für den Urheber aller gegenwärtigen Uebel, andere behaupten, sie hätten bei meinem Leben nicht einmal entstehen können. Sollten diese so widersprechenden Ur-

theile wohl je einen empfindlichen Eindruk auf mich machen? Ganz und gar nicht. Ich freue mich vielmehr, das erreicht zu haben, was unter den Menschen das höchste ist, nämlich daß die mich nach dem Tode lieben, welche mich im Leben haßten.

Nunmehr dachte Friedrich auf sein Hauptgeschäft. So leicht er auch immer vorher sehen konnte, daß die Erleuchtung eines so lange verfinsterten Reichs, eine theils angenehme, theils auch höchst schwere und verwikkelte Sache sey, so konnte doch dies einen Geist von seinem einmal gefaßten Entschlusse weder zurük bringen, noch abhalten, auf welchen Schwierigkeiten keinen andern Einfluß hatten, als daß sie ihn nur anfeuerten und stärkten. Seine Vorsicht hierbei gieng vorzüglich dahin, daß nicht das Gold mit den Kohlen zugleich ausgeschüttet werde. Das Gerücht hatte sich nicht so geschwind verbreitet, als schon ein großer Schwarm (auf der Oberwelt nennt man sie

Neologen) auf ihn zuströmte, um ihre Dienste ihm anzubieten und zu versprechen. Er bedürfe Licht, aber nicht leere bloße Blizze, dies war die ganze Entschuldigung, mit welcher er sie abfertigte. Noch größer war die Anzahl derer, welche die ganze Sache ungerecht, schädlich, und auf keinen Fall zuläßig fanden. Ihre Jeremiaden darf ich hier nicht wiederholen. Man hört sie oft genug in der Oberwelt anstimmen. Was sie prophezeihten war nichts geringeres, als der völlige Untergang der Welt. Nichts, was wahr, gerecht und heilig ist, werde auf seinem Plazze bleiben; Rechte, Gesezze, Religionen, Eide, Gehorsam, Ansehn, kurz, alle Ordnung der Dinge werde so ganz hinwegfallen; nach abgeschütteltem Joche des Gehorsams werde jeder lieber herrschen, als gehorchen wollen, und von der Krankheit der Weisheit gleichsam ergriffen, rasen. Ueber alles dies sezte sich Friedrich hinweg. Denn er wußte nicht nur, daß es schon unter seiner Regierung tausendmal vorgebracht, und eben so oft ver-

lacht worden war, sondern kannte auch zugleich die Ursachen und Urheber dieser Klagen. Denn diejenigen, welche in diesem Tone wehklagen, sind der Pöbel der Priester, Rechtsgelehrten, Obrigkeiten, Fürsten, und aller dererjenigen, welche in irgend einem Fache, und unter irgend einem Namen herrschen. Diese von ihren Vortheilen so ganz geleitet, und befürchtend, aus ihrem unrechten Besiz gleichsam heraus gesezt, oder ihrer Macht und Ansehns beraubt zu werden, sind geneigter, die Unwissenheit anderer zu mißbrauchen, als durch den Verlust ungerechter Vortheile, den Besiz rechtmäßiger zu erkaufen und zu befestigen. Vielleicht auch, daß sie aus Mißtrauen gegen ihren Geist und ihre Tugenden es für sicherer halten, durch Ansehn als durch Vernunft zu befehlen, überzeugt, daß sie bei einer allgemeinen Verbesserung der Namen und Meinungen nicht leicht mehr eine anständige Rolle spielen können. Vor allen aber sind es diejenigen, deren ganze Würde und Ehre nicht auf der Natur oder ihren Talenten,

sondern auf den Titeln, und auf der Willkühr der Mächtigen beruht, und welche alle diejenigen, welche unter ihnen sind, so wie Thiere zu behandeln wünschen, welche Menschenrechte weder kennen, noch verlangen. Friedrich wußte überdem, daß man die Weisheit weder über die Natur beschleunigen, noch auch wider dieselbe erzwingen müsse, ein Umstand, welcher bei seinen Lebzeiten einigen benachbarten Fürsten nicht wenig gefährlich worden war. Er hielt es daher fürs sicherste, der Sonne nachzuahmen, welche die kleineren Nebel unvermerkt und durch sich selbst zertheilt, so bald nur die größern Hindernisse gehoben sind. Daher gab er ein Edikt, welches Wort für Wort so lautet:

„Wer ich sey, o Leser! wird dir die Unterschrift sagen. *) Ich mache dir hiermit ein

*) Sollte jemand sich über diesen neuen und ganz ungewohnten Eingang des Edikts wundern, so muß ich ihn erinnern, daß Friedrich weder in seinem Leben, und noch weniger nach demselben, mit der gewöhnlichen Formel zufrieden war. Er fand es lächerlich, daß Fürsten, unter dem Vorwande der

Dekret der Richter bekannt, in welchem sie mir den Auftrag geben, unser Schattenreich nach einer so langen Nacht endlich zu erleuchten. Diese weisen Richter fanden, daß das Glük der Gesellschaft einzig auf dem Lichte der Wissenschaften und der Weisheit beruhe. Daß sie mich dazu wählten, kam daher, weil sie hören, daß ich auch jezt noch sogar wegen der eingeführten Wissenschaften und Aufklärung angeklagt werde. Daß es aber jezt eben geschehen soll, hiervon liegt der Grund in der mühsa-

Bescheidenheit, sich eine gewisse Majestät zu verschaffen suchen, indem sie durch die Gnade Gottes, das zu seyn vorgeben, was sie sind, da sie es doch nicht wenig übel nehmen würden, wenn Jemand sich erfrechen wollte, zu glauben, sie wären ohne alle ihre Verdienste und Tugenden bloß durch die göttliche Nachsicht Fürsten geworden. Mit dieser Bescheidenheit scheine auch das sich nicht gut zu vertragen, wenn sie bald darauf sich der Gottheit gleich machen, und Gott den Allerhöchsten, aber auch ihren Willen, ihre Macht und Gnade zugleich die Allerhöchste nennen, und auf diese Art eine viel größere Gleichheit einführen, als die französische ist, welche sie doch so herzlich hassen.

men und geflissentlichen Verfinsterung der meisten Gegenden in der Oberwelt. Sie finden es schiklich, der Natur des Himmels und der Erde nachzuahmen, deren einen Theil die Sonne erleuchtet, so bald sie den andern verlassen hat. Auch scheint es nöthig, einen Ort zu wissen, wo die Bewohner der Oberwelt ihr erloschnes Licht künftig wieder anzünden können. Sollte Jemand glauben, meine Absicht sey in der Unterwelt die Weisheit zu befehlen, oder gar zu erzwingen, so würde er sich gewaltig betrügen. Denn wem wird man wohl Wohlthaten aufdringen, oder wen mit Gewalt zwingen, zu sehen, zu hören, zu fühlen und glüklich zu werden? Alles was man thun kann ist, daß man alle Hindernisse entfernt, und so den Weg zur Weisheit bloß eröfnet und bahnt. Und so mache ich bekannt, daß es ins künftige jedem ungestraft erlaubt sey, weise zu seyn, was er denkt, zu sagen und zu schreiben, und so ungestöhrt seine Ideen gegen andere auszuwechseln. Wenigstens darf er weder die Wuth der Prie-

ster, noch auch die unglükliche Strenge der Censur fürchten. Nur das ist Sünde, was wider die Gesezze begangen wird. Gesezze allein hat er zu fürchten. Majestätsverbrechen fallen hinweg. Denn sie sind entweder wahr oder falsch. Warum wollte man sie im ersten Fall bestrafen? und im leztern nicht widerlegen? Aemter, Ehrenstellen, und alle übrigen Vortheile, darf nur der Würdigste erwarten. Die Weisheit aber ist es allein, welche die Würdigkeit entscheidet. Auf diese Art geschieht niemanden Unrecht. Jeder ist sein eigener Richter. Es ist jedesmal nur so viel, als er weise ist. Um diese Einrichtung zu erleichtern, werde ich die Geschiktesten und Weisesten für den jugendlichen Unterricht aussuchen. Auch an den übrigen Erleichterungen der Wissenschaften soll es nicht fehlen. Ich werde mich vielmehr bestreben, ihnen täglich mehr Glanz und Würde zu verschaffen, theils durch mein Beispiel, theils, indem ich die Würdigsten in dieser Art vorziehe. Ich will aber, daß nicht nur Niemand in dem Besiz seiner

Weisheit, sondern auch im Besiz seiner Thorheit gestöhrt werde. Allen denen, welche entweder nicht weise werden wollen, oder nicht können, ist es erlaubt, ihre Gegner in Schriften zu widerlegen, und, insofern es ihnen gefällt, zu schimpfen. Sie bedienen sich auf diese Art ihres Rechts und ihrer Waffen. Nur müssen sie es sich nicht einfallen lassen, andere unglüklich zu machen. Hingegen dürfen sie es auch nicht für Unrecht halten, wenn auch sie von den Klügern hart mitgenommen, und bitter verspottet werden. Denn sie thun und leiden was recht ist. Auch kann nichts auf den Schuz der Gesezze Anspruch machen, was dem Spotte nicht entgehen kann. Mehr habe ich nicht zu erinnern. Denn ich halte diesen Weg zur Aufklärung für den kürzesten, leichtesten und gewissesten, oder mich müßte nicht nur meine Weisheit, sondern sogar auch meine Erfahrung betrügen."

Friedrich.

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Viertes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Dieses angeschlagene Edikt erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, indem ein Theil Friedrichs hohen Geist, und ein anderer seine Kühnheit bewunderte.

Das war immer mein Wunsch! schrie der eine; vortreflich! antwortets der andere. Noch andere beschwuren die Götter, daß diese Sache allen zum Glük, und nicht vielleicht dem Urheber selbst zum Unglük gereichen möge. Indessen wälzte sich mühsam und keuchend eine ungeheure Masse eines sonst, wo nicht großen Mannes, doch wenigstens eines großen Men-

schen heran. Die ihn bei Lebzeiten gekannt hatten, erinnerten sich noch, daß er ein Mann gewesen war, von hizzigem Geiste, funkelnden Augen, glühenden Wangen, von einem aufgeschwollnen und gemeiniglich schnapfenden Munde, steifen Halse und wahrer Athleten-Brust, und Fechter-Schultern. Von allem diesen war ihm nichts übrig geblieben, als die einzige stentorische Stimme. Ihm folgte ein großer Schwarm von Pöbel, welcher ihn auf eine beinahe abgöttische Art verehrte. Kaum hatte er das Edikt überlesen, als er nach öfterem Kopfschütteln so begann:

„An welchem Orte, oder unter welchem Volke sind wir? So soll wohl die Pest, welche die Oberwelt vergiftete, auch zu uns herabdringen, um die lange Ruhe und das Glük unseres Reichs zu unterbrechen? Und einführen will sie der, welchen die Oberwelt als den Urheber ihres ganzen gegenwärtigen Unglüks mit Recht anklagt? Denn wer war es, welcher die an

allem zweifelnde Vernunft, oder auch die überall rebellirende Philosophie einführte? Friedrich. Wer war es, welcher die Religion aufhob, und Gott und seine Diener der Verachtung aussezte? Friedrich. Wer war es, welcher Rechte, Meinungen, kurz alles verwirrte? Friedrich. O! Er irrt sehr, wenn er den andern Theil der Welt eben so zu erschüttern hofft, wie er den einen schon zerstöhrte. Finden soll er hier einen zweiten Herkules, und eine zweite Keule, welche seine, obgleich unter den Schlägen so hervorwachsende Hydra, endlich doch zerschlagen und zerschmettern wird. Ich kenne, ich kenne die Fakkel, welche er auch hier zu schwingen sich rühmt. Dies ist die Fakkel, welche nicht leuchtet, sondern alles anstekt und verbrennt. Und o, welche unglaubliche Thorheit und Unverschämtheit? Also will ein Blinder uns den Weg zeigen? oder ist der etwa nicht blind, welcher durch das Licht der göttlichen Gnade von dem heiligen Geiste noch nicht erleuchtet, oder sogar dem Ge-

richte der Verblendung und Verstokkung von Gott überlassen und hingegeben ist? Und wie unverschämt, daß er, als ein Verbrecher gegen die göttliche Majestät, sich rühmt, das Licht der Weisheit anzünden zu können. Niemand kann dies, als Gott allein, welcher, wenn er will, seine Weisheit durch Hülfe des heiligen Geistes mittheilt. Welche Weisheit kann man überdem von dem erwarten, welcher von seiner eiteln Philosophie und Vernunft hintergangen, nicht einmal einen Grundartikkel der allerheiligsten Theologie kennt und versteht? Verdammen sollen mich die Richter! wenn ich ihn nicht als schuldig aller der Kezzereien, welche je waren und noch seyn werden, darstellen will. Fürs erste, indem er verspricht das Licht der Weisheit anzustekken, sezt er sich dadurch Christo entgegen, welcher sagt: Ich bin das Licht der Welt. Er ist also ein Antichrist. Wenn er den Unterschied aller Religionen, entweder unglüklich genug nicht kennt, oder gar beflissentlich aufhebt, so zeigt er sich dadurch als

eliten Synkretisten, oder gar Indifferentisten. Da er überdem in seinem Edikte Gott, die heilige Schrift, Dreieinigkeit, Teufel und Unsterblichkeit der Seele nicht erwähnt, so ist dies ein Beweis, daß er ein Materialist, Sadducäer, Antitrinitarier, Muhamedaner, Deist oder gar Atheist sey. Wie kann er dem Verdacht eines Naturalisten entgehen, da er die Vernunft nicht nur für die Lehrerin, sondern auch Urheberin der Tugend hält? Oder wie dem Verdacht eines Pelagianers, indem er die Hülfsmittel, Namen und Wirkungen der göttlichen Gnade entweder nicht kannte, oder sogar leugnete? Aber nicht nur in seinen Schriften, sondern auch sogar in seinem ganzen Leben hat er sich als einen Kezzer gezeigt. So besuchte er nie die Tempel, und ist daher ein Separatist, erwähnte Christum zwar oft, aber nie als Gott, und ist daher mit Recht ein Socinianer. Durch seine glänzenden Laster, das heißt, durch seine Thaten und durch Befolgung seiner Gesezze und Pflichten strebte er allein seelig zu werden,

genug zum Beweise, daß er ein Pharisäer war. Endlich (ich schaudere noch jezt) waren es wenig Tage vor seinem Tode, als er einen Priester, welcher nicht nur seinen, sondern auch des Sakraments Beistand ihm anbot, ausschloß und zurük wieß. Auf diese Art, o der vollendeten Verstokkung! beging er die Sünde gegen den heiligen Geist. Und doch rühmte er sich oft, sein Volk glüklich gemacht zu haben. Es sey! Aber was war denn das Glük, welches er ihm verschafte? Doch nur das weltliche aber nicht das geistliche. Niemand tadle mich wegen dieses Ausdruks. Wir Theologen haben das Recht barbarisch zu sprechen. Dafür konnte er aber auch als ein Verächter der göttlichen Gnade, ihrer Rache nicht entgehen. Denn ergriffen von einer schändlichen Krankheit, von schreklichen Schmerzen gemartert, und überdem noch von seinem Gewissen gefoltert, konnte er weder leben noch sterben. Zwar er sowohl, als auch der Arzt, welcher an seinem Lehnstuhl stand, schrieben die Schuld einer gewissen Po-

lente zu, einer Art von Lekkerbissen, welche er auch kurz vor dem Tode sich nicht einmal versagen konnte. Das war sehr falsch. Denn wer in der göttlichen Gnade ruht, empfindet nichts dergleichen. So erinnere ich mich, daß mein Magen wenig Augenblikke vor meinem Ableben, nicht nur hizzige Weine, sondern auch das fetteste Fleisch annahm, und sehr gut verarbeitete. Ich komme aber auf meinen Hauptgegenstand zurük. Was kann man ungereimteres, was widernatürlicheres denken, als das Reich der Finsterniß in das Reich des Lichts, oder die Nacht in Tag umschaffen zu wollen? In der That hieße dies nichts anders, als die Natur selbst aufheben. Denn so bald das Reich des Lichts hervorginge, ginge ja das Reich der Finsterniß, das heißt, unser Reich unter. Ueberdem lehrt die Erfahrung, daß alles Neue schade. Was ist aber neuer und ungewöhnlicher, als wenn das Licht strahlt, da, wo ewige Finsterniß herrscht?" Bei diesen Worten unterbrach ihn einer von der Menge: Wie? du

Schwäzzer! rief er. Als Gott einst sagte: Es werde Licht, entstand nicht auch da plözlich eine neue Welt? Sanftmüthig antwortete ihm der Redner: Der Herr schelte dich, Satan! Ich wenigstens übergebe dich der göttlichen Gnade, oder welches noch sicherer und wirksamer ist, nach dem Beispiel des heiligen Paulus, dem Satan, damit du erhalten werdest. Und nunmehr fuhr er ganz kaltblütig fort. „Mit Händen und Füßen stritt ich von je her dawider, so oft etwas Neues, oder wider die Sitte unserer Väter eingeführt werden sollte. Wem geziemt es mehr, diese Sitte beizubehalten, als mir? und wo schiklicher, als an diesem Orte? Ich sehe freilich voraus, daß es mir künftig eben so wenig, als sonst, an Beleidigungen und Feindschaften fehlen wird. Aber ich halte es der Mühe werth, wenn nur der ewigen Finsterniß dieses Reichs kein Abbruch geschieht. Alles will ich versuchen, alles wagen, alle Zugänge des hereindringenden Lichts will ich ausspähen und verschließen, will rathen,

ermahnen, drohen, so laut, daß meine Stimme von allen gehört werden soll, Bitten und Drohungen will ich vereinigen, einige durch Gelindigkeit zurükbringen, andere durch Strenge heilen, noch andere durch Beschimpfungen abschrekken. Denn schwiege meine Stimme jezt, so glaube ich, würden die ehrnen Mauern dieses Reichs laut schreien. Und ist denn etwa jene, jene meine sonst so viel vermögende Stimme jezt geschwächt und verstummt? oder meine Brust entkräftet? Sollte es mir zu schwer werden, die drei Richter der Unterwelt durch meine Rede zu gewinnen, oder zu erschüttern, der ich den zahlreichen Senat der Stadt so oft zu meinem Willen zu leiten wußte? Wahrhaftig, von mir soll man nicht sagen, daß ich bei dem gegenwärtigen Uebel ruhe, oder feige verstumme, da ich sonst wie ein Wächter von der Warte, auch sogar auf die entferntesten Gefahren aufmerksam machte. Ihr habt also einen Mann, welchem ihr folgen könnt, und welcher eure Sache übernehmen und behaupten will

und kann. Eure Sache ists, zu machen, daß euer Eifer und euer Wille mir nicht fehle.“

Indem er noch mehr in diesem Tone haranguirte, ward er von dem einen Theile lachend, und von dem andern unwillig verlassen. Nur diejenigen, welche die Natur mit einer besondern Gabe von Stumpfsinn ausgerüstet hatte, blieben an ihm hangen, so wie an einem Felsen, als wollten sie mit ofnem Munde und staunendem Geiste die unverständlichen Orakel auffangen. Wer nun nach allem diesen, dieser Redner gewesen sey, bedarf wohl keiner Frage, o Leser. Goeze war es, weiland Pabst zu Hamburg.

Wer mit Friedrichs Charakter nur etwas bekannt ist, wird begreifen, daß Friedrich von allen diesem nichts erfuhr, oder wenn er es erfahren hätte, es verachtet oder gar belacht haben würde.

Ganz natürlich redete Kaunitz Herzbergen an, welcher so eben aus der Oberwelt

ankam. Denn nach dem Trunke aus Lethe, pflegen nur die sonstigen Feindschaften unterzugehen, die Neigungen hingegen zu bleiben, und sich mit Gleichen zu vereinigen.

Kaunitz. Wunderbarer finde ich, daß es Friedrich so ungestraft hinging, da er sich immer als König, und oft sogar als Tyrann zeigte. Und doch war er es, welcher Liebe, statt Haß, Verehrung statt Verachtung fand, im Leben von allen verehrt, nach dem Tode beinahe vergöttert, geliebt von den Seinigen, verehrt von den Feinden, verlangt von den Zeitgenossen, gefeiert von der ganzen Nachwelt. Und doch wie oft handelte er nach Ansehn? Wie oft nach Willkühr? Gewohnt, jedes Uebel durch die stärksten Mittel zu heilen? Ihm zu widersprechen war Verbrechen, ihm entgegen zu handeln, tödtlich. Dürfte wohl der mächtigste König jezt nur den hundertsten Theil dessen wagen, was er selbst erfand, einführte und durchsezte.

Herzberg. Sehr recht. Aber so wie die Götter so manche empfindliche Einrichtung treffen, nicht um zu schaden, sondern entweder aus Nothwendigkeit gezwungen, oder aus dem Unglük einzelner Theile, das Glük des Ganzen hervorgehen zu lassen, so glaubten auch die Völker sich verpflichtet, seiner Weisheit zu vertrauen, und seiner Macht zu gehorchen.

Kaunitz. Dies würden sie wahrhaftig nicht gethan haben, wenn nach einer allgemeinen Veränderung der Meinungen, wie jezt der Fall ist, der Geist des Jahrhunderts auferwekt und erwacht wäre.

Herzberg. Das ist zwar etwas, aber nicht befriedigend. Vielmehr glaube ich, Friedrich könne jezt sogar, wenn er auf die Oberwelt zurükkehrte, alles erwarten, so gewiß gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen zu haben pflegen.

Kaunitz. Warum ließen sie sich von einem regieren und nicht selten sogar plagen?

Herzberg. Weil es sicherer und weniger empfindlich ist, von einem, als von den Leidenschaften vieler Satrapen sich verspotten und mißhandeln zu lassen.

Kaunitz. Oder warum ertrugen sie die Härte der strengsten Gesezze und Strafen?

Herzberg. Weil sie den Blizzen glichen, welche ohne Unterschied herabfallen, und sogar das Höhere öfter treffen, als das Niedere.

Kaunitz. Warum ließen sie sich die Abgaben gefallen, welche er befahl und eintrieb?

Herzberg. Weil sie sahen, daß sie nicht leidenschaftlich verschwendet, sondern bloß fürs Vaterland, und also für sich gesammelt und hingelegt wurden.

Kaunitz. Warum, daß er Gesezze bald aufhob, bald gab?

Herzberg. Weil sie einsahen, daß alles nach Gesezzen ging, und sie nichts zu fürchten hatten, außer die Gesezze.

Kaunitz. Aber mit jener militärischen Härte sollst Du mir doch nicht so leicht fertig werden.

Herzberg. Vielleicht nur desto leichter. Denn sollten sie sich wohl über jenen Schuz der öffentlichen Sicherheit, jene Werkzeuge des Sieges, oder jene Mittel des Ruhms beschweren? Oder Gefahren scheuen, welchen der König sich jederzeit zuerst aussezte, so daß er nie auf sich, sondern immer auf die Seinigen sah, und den Sieg, ja sogar das Glük durch seine Weisheit beherrschte?

Kaunitz. Die größte Beschuldigung ist noch zurük.

Herzberg. Und diese wäre?

Kaunitz. Noch immer kann ich nicht begreifen, wie seine Bürger, die so sehr eingeschränkte, oder vielmehr ganz aufgehobene Freiheit ertragen konnten.

Herzberg. Natürlich war es, daß ein Theil es nicht fühlte, und ein anderer es nicht fühlen wollte. Warum hätten sie sich auch über die Einschränkung des Handels beschweren sollen, da sie sich in dem so ganz freien Besiz des Geistes, der Wissenschaften, der Schriften, der Reden, und sogar der Klagen fühlten? So schienen sie, und zwar mit Recht, sich und andern viel freier, als alle andere Völker der Erde. Auswärtige beneideten sie, sie selbst rühmten sich. Aber freilich ist es schwer, das Gute an andern anzuerkennen, am schwersten aber am Feinde.

Kaunitz. Und nicht weniger schwer, nach Deinem Beispiel zu urtheilen, die Fehler seines Herrn einzusehn, und zu gestehn.

Herzberg. Wenn von Friedrich die Rede ist, so waren seine Fehler gemeiniglich besser, als Anderer Tugenden.

Kaunitz. Schwärmerei.

Herzberg. Gemeiniglich waren sie von der Nothwendigkeit erzwungen, nicht aus Leidenschaft und Verwegenheit, sondern aus Absicht entstanden. Ueberdem beabsichtigten sie nicht nur das Gute, sondern erreichten es auch.

Kaunitz. So war ja wohl gar jene unbiegsame Hartnäkkigkeit von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzugehn, auch Tugend?

Herzberg. Ganz gewiß, versteht sich bei einem Könige.

Kaunitz. Und diese hieße?

Herzberg. Standhaftigkeit.

Kaunitz. Auch da, wo er irrte?

Herzberg. Auch da noch. Wenigstens erhielt er dadurch das Ansehn, theils daß er selbst nicht irren, theils auch, daß keiner seiner Befehle unterlassen, oder verlezt werden könne.

Kaunitz. Das heißt Ansehn auf Kosten der Gerechtigkeit kaufen.

Herzberg. Gar nicht, denn wenn ja bisweilen ein Schade entstanden war, so wußte er ihn bald darauf unter einem andern Namen zu ersezzen.

Kaunitz. Wenn er nun aber ohne Gesezze, durch sein bloßes Ansehn entschied?

Herzberg. So war es ein thätiger Beweis, daß er die Gesezze nicht aufgehoben, sondern geschärft wünschte.

Kaunitz. Und wenn er eine kleine Vergehung bisweilen härter bestrafte?

Herzberg. So that er es, damit der Strafbare wisse, wie viel mehr er zu fürchten habe.

Kaunitz. Auch wenn er Jemanden seines Amts entsezte, und keine, oder doch nur eine sehr leichte Ursache angab?

Herzberg. Gemeiniglich war dies eine Folge seiner Gnade, weil er durch Anführung der wahren Ursachen zu dem Schaden, auch noch die Schande hätte hinzufügen müssen. Lieber wollte er einen Flekken der Ungerechtigkeit in seinem Namen dulden, als die Familie dessen, welcher gesündiget hatte, gebrandmarkt wissen. Wie vieles könnte ich noch anführen, denn wer könnte, oder müßte sogar seinen so göttlichen Charakter mehr kennen, als ich. So war es eine sehr gute Schule der Hofleute, und ein sicherer Schuz gegen Schmeichler, wenn er bisweilen einen vorher sehr vertrauten plözlich auf eine Zeit von sich zurük wies, so daß er ihn unvermerkt beobachtete, und wenn er sich gebessert hatte, gemeiniglich wieder aufnahm. Da es über die menschliche Weisheit hinausgeht, für einzelne Fälle, auch jedesmal einzelne Mittel zu finden, so hatte er sich gewisse allgemeine Grundsäzze geschaffen und festgesezt. Daher mußte er bisweilen fehlen, damit er nicht öfterer fehlte. Doch, ich fühle es, die mannichfal-

tige Weisheit und Tugend Friedrichs macht mich zum Schwäzzer. Wer darf sich wundern, daß sein Zeitalter ihn so gern ertrug, da es noch ein größeres Wunder wäre, wenn es das unsrige nicht thäte.

Kaunitz. Und doch, wie groß würde dieser durch sich schon große Mann dann erst geworden seyn, wenn er in beständiger Freundschaft mit dem Hause Oesterreich, seine Vortheile mit demselben in eins verwebt, und seine Macht an andern versucht hätte! Wo hätte dann sein Ruhm und seine Waffen ihre Gränze gefunden?

Herzberg. Weiter hätte freilich wohl dann sein Scepter gereicht, Mächtiger wäre er geworden, aber keineswegs groß, wenigstens nicht Friedrich.

Kaunitz. Das Sprichwort trifft doch sehr ein: Der Wolf in der Fabel.

Herzberg. Und wo? Ich brenne vor Begierde mit ihm zu sprechen.

Kaunitz. Siehst Du ihn nicht dort tief in den Hain hinein wandeln, begleitet, ich weiß nicht von wem?

Herzberg. Das ist er. Sein Begleiter ist, so viel ich sehe, Schwerin, der sonstige Theilnehmer und Gefährte seiner Siege. Was mögen die da wohl Geheimes verhandeln, da sie sich so geflissentlich den Augen aller entziehen.

Kaunitz. Vielleicht soll sie Niemand in ihren geheimen Unterredungen stöhren. Wohlan, wir schleichen heimlich diesen Fußsteig hinan, um dort verborgen ihre Gespräche zu belauschen.

Herzberg. Ganz nach Deiner alten Gewohnheit, die Gesinnungen und Anschläge der Könige auszuspähen. Indessen soll's an mir nicht liegen, — und so kamen sie mitten im Gespräch an.

Schwerin. Eine sehr richtige Bemerkung. Und doch scheinen mir nur die Zeiten,

aber nicht auch zugleich die preußischen Krieger verändert. Denn man rühmt von ihnen noch eben die Bravour, Gehorsam und Taktik, welche sie unter uns so sehr auszeichnete.

Friedrich. Nur daß sie ihre Absicht nicht erreichten.

Schwerin. Vermuthlich weil sie nicht wollten oder nicht konnten.

Friedrich. Vielleicht beides zugleich. Denn wie konnten sie eine so große Kette befestigter Städte sogleich erobern? Oder im Rükken unerobert zurüklassen?

Schwerin. Oder ihren Proviant in einer so großen Entfernung leicht erwarten oder erhalten?

Friedrich. Oder endlich bei einer so großen Verschiedenheit von Bundesgenossen, welche durch ihr so verschiedenes Interesse geleitet wurden, nach einem Plane ohne Verzug und ohne Eifersucht handeln? Und was lag

ihnen auch im Grunde daran, welche Regierungsform die Gallier vorzögen? Konnte ihr Glük durch Absezzung des Königes von Frankreich verlieren, oder durch Einsezzung desselben gewinnen?

Schwerin. Ganz anders verhielt es sich mit den Franken, welche die Freiheit für das höchste Glük, und den Tod für dieselbe für schön und ehrenvoll hielten. Daher jener Gemeingeist und jener unbesiegliche Enthusiasmus.

Friedrich. Welcher entweder nie, oder doch nur von kurzer Dauer gewesen seyn würde, hätten nicht die Unsrigen von Zeit zu Zeit ihn gewekt, genährt und angefeuert. Alle härtern Mittel gegen sie, dienten nur dazu, ihre Gemüther zu erhizzen. Drohungen, Gefahren konnten sie so wenig beugen, daß sie dieselben in Wuth versezten. So hatten die Mittel immer ganz entgegengesezte Wirkungen. So oft hingegen das Schiff der fränkischen Republik mit sanfterem Winde steuerte, so oft lief

es wegen Uneinigkeit und Sorglosigkeit seiner Ruderer Gefahr.

Schwerin. Ueberdem mußten die Unsrigen immer bei finsterer Nacht kämpfen, da sie weder die Gesinnung, noch die Macht, noch die Hülfsmittel des Feindes richtig erfahren konnten. Denn diejenigen, welche zuerst ihr Vaterland verließen und zu diesem unglüklichen Kriege riethen, bildeten alle Gegenstände nach ihrer Meinung und Leidenschaft, nicht wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten. Eben dies thaten die Ueberläufer. Auf diese Art bedurfte man überall der Erfahrung, einer theuren Lehrerin des Wahren. Dies alles läßt sich leicht begreifen, aber nicht eben so alles andere.

Friedrich. Zum Beispiel?

Schwerin. Wie jene rohen und unordentlichen Schwärme von Landleuten und Künstler, den Gebrauch der Waffen und die kriegerischen Uebungen, in so kurzer Zeit lernen konnten.

Friedrich. Als wenn die Liebe nicht alles besiegte und die Neigung erleichtere, oder auch die Waffenkunst nicht schon einen Theil ihrer Erziehung ausmachte? und dann kennst Du auch ja genug das gallische Genie.

Schwerin. Dies ließe ich mir bei den gemeinen Soldaten gefallen, aber bei ihren Officieren und bei ihren Feldherren?

Friedrich. Man muß wissen, daß viele von ihnen in die Geheimnisse des Kriegesgottes vorher schon eingeweiht, durch diese günstige Gelegenheit erhoben, plözlich sich emporschwungen, andere aber ihren durch mannichfaltige Wissenschaften gebildeten Geist, in diesem Fache nicht ohne Glük versuchten. In der That wäre es ein Wunder, wenn ein Mann, welcher durch Hülfe der Wissenschaften, der Geschichte, und Menschen- und Weltkenntniß zur Weisheit gelangt ist, nicht binnen zwei Jahren ein guter Feldherr werden sollte. So riefen die Römer ihre Consuls und Diktatoren

vom Pfluge ab. Und Männer von gebildetem Geiste, obgleich nie Krieger von Metier, leiten die Pläne der fränkischen Heerführer, welchen sie beigegeben sind, gemeiniglich auf eine glük-liche Art. Mir selbst hat es sonst nicht wenig Verdruß gemacht, Generals zu sehen, welche sich rühmten, in den Waffen grau geworden zu seyn, und deren ganze Weisheit demohngeach-tet über die Ausführung eines Manövers, oder die bloße Befolgung meiner Befehle nicht hin-ausging.

Schwerin. Irre ich nicht, so hat die ganze Kriegskunst eine überaus große Verän-derung erlitten?

Friedrich. So ists; denn sie ging von den Regeln über, zur Verwegenheit und zur Klugheit die Umstände zu fassen, und die Feh-ler und Leidenschaften anderer zu benuzzen.

Schwerin. So wäre dann freilich die sonstige Kunst so gut als untergegangen.

Friedrich. Sehr richtig, und eben deswegen wird man auch bei künftigen ähnlichen Kriegen neue Maaßregeln aufsuchen und anwenden müssen. Wer wird aber auch wohl ähnliche Kriege je wieder erwarten, oder gar wünschen?

Schwerin. Armeen waren sonst eine Art von Maschienen, deren Leben und Bewegung von Einem abhing. Je leichter, geschwinder und richtiger sie sich bewegten, desto sicherer war der Sieg.

Friedrich. Bei der jezt veränderten Lage der Dinge können Soldaten nicht mehr als Maschienen behandelt werden, da sie selbst anfangen zu fühlen und zu denken, und dürfen es auch nicht, wenn sie nicht von der Klugheit ihrer Gegner besiegt werden wollen.

Schwerin. Weder die Ursache des Krieges, noch die Nothwendigkeit, noch der Erfolg desselben war es, worüber sie sonst nachdachten, da hingegen jezt diese Betrachtung

ihren Geist entweder erhizt, oder entkräftet.

Friedrich. Ein Uebel, welches meiner Empfindung nach noch weiter gehen wird. Denn sie werden auf diese Art philosophiren: Haben wir nicht den Namen und das Amt der Vertheidiger des Vaterlandes und des Fürsten, unter welchem Namen man das Vaterland mit Recht versteht? Was gehen uns also die Uneinigkeiten und Kriege anderer Könige an, welche entweder sich oder ihre Nation bekämpfen? Oder mit welchem Rechte wollte man uns für Geld verkauft hinsenden, um dieses oder jenes Land zu erobern, und unbekannte und unschuldige Nationen zu unterjochen? Oder mit welchem Rechte könnte man uns endlich befehlen, unsere Waffen gegen unsere Mitbürger zu wenden, welche ihre Rechte vertheidigen, oder zurükfordern? Da unser Glük mit dem Ihrigen verwebt ist, denn auch wir sind ein Theil der bürgerlichen Gesellschaft, wer dürfte uns da zwingen mit dem Schwerdte gegen uns selbst

zu wüthen? Wir folgen unsern Fürsten, so lange sein Interesse mit dem des Vaterlandes verbunden ist, und vertheidigen das Vaterland, so bald wir es getrennt finden.

Schwerin. Das ist eine sehr delikate, obgleich ziemlich einleuchtende Materie.

Friedrich. Welche die Klugheit der Regenten unschädlich machen kann. Denn durch die Erfahrung belehrt, werden sie einsehen, daß ihre Sicherheit mehr auf der Treue und dem Willen ihrer Völker, als auf bewaffneten Heeren beruhe.

Schwerin. Sehr richtig, denn sind sie von dem Volke, so werden sie ihm anhangen; sind sie hingegen Fremdlinge, so ist nicht nur ihre Treue, sondern auch ihre Tapferkeit problematisch. Höchstens werden sie nur gegen Bürger, aber nicht eben so tapfer gegen die Feinde fechten. Ueberdem sind sie nicht nur an Tapferkeit, sondern auch an Anzahl gemeiniglich die Schwächsten.

Friedrich. Man darf hoffen, daß Fürsten ihre bewaffnete Macht, zur Unterdrükkung ihrer oder fremder Völker, nie gebrauchen werden. So oft sie aber dieselbe gegen die Feinde des Vaterlandes anführen werden, so oft werden sie auch weder ihren Willen, noch auch ihre Tapferkeit vermissen.

Schwerin. Was ich befürchte, ist, daß der Krieger vom Geiste des Jahrhunderts angestekt werde, oder auch jene kriegerische Ehre etwas gelitten habe, welche sonst ihn unüberwindlich machte. Denn leichter kann alles wieder auf den ersten Standpunkt zurükgebracht werden, als die einmal veränderten Meinungen. So haben die Franken unsere Krieger in ein nachtheiliges Licht zu sezzen gesucht, durch die Beschuldigungen, er sey ein bloßer Söldner und Sklav der Despoten, gezwungen durch Lohn und Schläge gegen sein Interesse sogar zu handeln.

Friedrich. Meinungen müssen entweder durch die Erfahrung widerlegt, oder durch

andere entgegengesezte entkräftet und vernichtet werden.

Schwerin. Noch mehr hat vielleicht die Erfahrung geschadet, welche gelehrt hat, daß ländliche aufgerufene Schwärme einer discipliniirten Miliz, so unglaublich es sonst schien, widerstehen, und Glüksritter gleichsam von Feldherrn, denen nicht wenig zu schaffen machen können, welche von Metier unter den Waffen grau wurden.

Friedrich. Ein Umstand, welcher hoffentlich den Krieger nicht niederdrükken, sondern nur anfeuern und erheben wird. Besonders werden ihre Anführer einsehen, daß der Kopf mehr vermöge, als die Hand, und daher die Wissenschaften jeder Art nicht mehr unter ihrer Würde finden, welches ich, troz aller angewandten Mühe, doch nicht ganz erreichen konnte. Aber das Hauptübel liegt noch an einem ganz andern Orte verborgen.

Schwerin. Und wo?

Friedrich. In dem Aufruf der Völker zum Waffen, welchen einige Fürsten, wie ich höre, weder weise noch auch glüklich genug versuchten.

Schwerin. Das nenne ich ein verzweifeltes und zweideutiges Mittel. Denn obgleich Völker, so oft sie die Waffen von selbst ergreifen, gemeiniglich in Wuth gerathen, so bleiben sie doch gemeiniglich kalt, so bald sie es auf Befehl thun, und so pflegen sie leichter zu schaden als zu nüzzen. Wer wollte es überdem wagen, eine so unordentliche Menge im Gehorsam zu erhalten? oder auch mit ihren Bedürfnissen genug zu versehen?

Friedrich. Vernachläßigung des Landbaues und Stokkung der Gewerbe sind eine natürliche Anzeige ihrer Abwesenheit. Auf diese Art bringt man sich selbst um die Möglichkeit, den Krieg fortzusezzen. Und macht es wohl dem Krieger Ehre, wenn er die zu Hülfe rufen muß, welche er beschüzzen sollte? Und

die Bürger? werden diese die kriegerischen Besazzungen sich noch gefallen lassen, nachdem sie ihre Schwäche einsahen? oder werden sie rauh und mit verwilderten Sitten zu ihren Gewerben zurükkehren, die Waffen niederlegen, und nicht lieber Gesezze geben, als annehmen wollen? Auf diese Art liegt in dem Mittel, wider Aufruhr, die Ursache desselben.

Schwerin. Sagtest Du nicht vorher, künftige Kriege würden die Erfindung neuer Maaßregeln nothwendig machen? Dies begreife ich noch nicht so ganz.

Friedrich. Meiner Meinung nach wird die Welt, so bald sie einmal diesen unglüklichen Krieg überstanden hat, künftige ähnliche auf das sorgfältigste vermeiden. Sie hat es eingesehen, wie viel sicherer es sey, für das Seinige, als für das Fremde zu sorgen, und daß Meinungen, durch Waffen bekriegt, leichter verbreitet als ausgerottet werden können. Kriege aber der Könige gegen Könige, und der Soldaten

gegen Soldaten werden auch inskünftige nur die gewöhnliche Kunst und Tapferkeit nothwendig machen. Siegen aber wird jedesmal dasjenige Heer, welches nicht nur an Tapferkeit, sondern auch an Klugheit, Schnelligkeit, und leichterem und zwekmäßigerem Gebrauch der Waffen, und besonders des größern Geschüzzes, dem andern überlegen ist. Die Mittel, die Disciplin zu erhalten und den Muth zu erwekken, werden sich nach der veränderten Lage der Dinge und Meinungen richten müssen. Wilde Heere entflammt die Hoffnung der Beute, andere stürzt die Furcht der Schläge und der Strafe, noch andere die schwärmerische Wuth der Priester, in die Feinde. Der Krieger hingegen, welcher seine Vernunft zu gebrauchen gelernt hat, kann verlangen, gelinder behandelt, und durchs Ehrgefühl an seiner Pflicht gehalten zu werden. So wie ihn die Wuth des Prügels zur Trägheit hinab stößt, so wird ihn hingegen eine leichtere und gewisse Hofnung selbst die höchsten Stufen zu ersteigen, zur Ta-

pferkeit erhöhen. Bloße Bravour wird künftig das kleinste Lob eines Officiers ausmachen. Für ein größeres und gerechteres Lob wird es hingegen gelten, wenn er durch schmeichelnde Beredsamkeit und Benuzzung der Umstände, seine Krieger zu gewinnen, Meinungen ihnen zu entziehen oder auch einzuflößen, sein Interesse mit dem ihrigen in Verbindung zu bringen, kurz, wenn er nicht so, wie sonst den Körper, sondern den Geist zu beherrschen, und so nicht sowohl durch Befehl und Ansehn, als vielmehr durch Weisheit und Verehrung zu befehlen versteht, und so darf ich hoffen, daß die Veränderung der Zeiten und Meinungen, welche dem Stande des Kriegers gefährlich scheinen könnte, für ihn in der Folge rühmlich und überaus wohlthätig ausfallen werde.

Thaten und Meinungen
Friedrichs des II.
in
der Unterwelt.

Fünftes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Um sich zu erhohlen, besuchte Friedrich nach und nach alle Gegenden, und kam bei dieser Gelegenheit auch an den Ort, wo die Vergehungen gebüßt werden. Diesen fand er völlig unverändert, und die Strafen noch so, wie sie sonst von Dichtern, und sogar auch von ihm vorgestellt wurden. Nachdenkend begann er daher dieses Selbstgespräch; So haben sich doch die Priester in der Oberwelt nicht geirrt, wenn sie behaupten, die Strafen nach dem Tode können weder erleichtert, noch aufgehoben werden, und geirrt hingegen haben sich alle Philosophen, so viel ihrer immer glaubten, die Länge der

Zeit werde sie vermindern oder gar aufheben. Dies ist der einzige Fall, wo die Natur, welche überall sich gleich bleibt, mit sich selbst in Widerspruch steht, wenn die Gewalt und Länge der Zeit den Schmerz nicht zu vermindern vermag, und welcher befriedigende Grund ließe sich auch wohl für diese Strafen anführen? Ich wenigstens hatte immer zwo Absichten bei meinen Strafen, die eine, den Fehlenden zu hindern, künftig sich und andern zu schaden, die zwote, ihn durch eine, obgleich bittere Medicin zu heilen. Diese Absichten in den meisten Fällen glüklich erreicht zu haben, ist mir jezt noch eine der angenehmsten Erinnerungen. Anzunehmen, daß Gott, welcher die Menschen schuf, dies nicht wolle, oder nicht könne, wäre eine wahre Gotteslästerung. Denn zu sagen, die beleidigte göttliche Majestät verlange unendliche Strafen, ist in meinen Augen die ungereimteste Behauptung. Wahrhaftig eine armseelige Majestät, welcher die Thorheit schwacher Menschen schaden kann! Was ist die Sünde

aber anders als Thorheit? Noch armseeliger wären die Götter, wenn sie diejenigen fürchten und strafen müßten, welche sie schufen. Oder nehmen vielleicht die Götter bei ihren Strafen bloß Rüksicht auf sich? So handeln sie ja leidenschaftlich, und erniedrigen sich unter diejenigen, welche sie bestrafen. Ich selbst, der ich Majestäts-Verbrechen verachtete oder verlachte, und bei meinen Strafen auf mich selbst nicht die geringste Rüksicht nahm, wäre dann, welch eine Blasphemie! besser als die unsterblichen Götter. Ich rathe daher denenjenigen, welche die göttliche Macht und Gerechtigkeit auf diese Art zu befestigen glauben, zu bedenken, ob sie nicht auf diese Art die Güte und Weisheit hinwegnehmen, welche doch das göttlichste ist, in der ganzen göttlichen Natur. Lassen wir also diesen Irrthum den Priestern, welcher, wenn man ihrem Geschwäzze glauben dürfte, allein von Verbrechen abschrekken kann. Dieser Irrthum hat nun lange genug geherrscht. Haben aber deswegen die menschli-

chen Leidenschaften geruht, oder ihre Verbrechen aufgehört? Kein Wunder. Sie hatten immer ein leichtes und bereites Mittel gegen dieses Schrekken. Dies war das Vertrauen auf fremde Verdienste. So wurden die, welche im ganzen Leben vielleicht Verbrecher gewesen waren, im Tode plözlich heilig und seelig. In der ganzen Natur ist nichts so sehr verschlimmert und verdorben, welches nicht, obgleich auf einem langen Wege von Verwandlungen, doch endlich in einen bessern Zustand überginge. Kann man nun aber annehmen, daß die Natur dieses Gesez in den kleinsten Dingen befolgte, und in den größten verließ, denn was ist größer als der Mensch? Oder sollte der Mensch, so sehr er auch vorher seine Natur verschlimmerte, nicht einmal sich wieder bessern können? Ganz gewiß wird der lange Schmerz ihn erweichen, die schändlich getäuschte Hoffnung zur Beschämung und der endlich erkannte und gefühlte Irrthum ihn zur Reue hinleiten. Entweder wird das Gefühl des

Schmerzens durch die Länge der Zeit natürlicherweise abnehmen, oder sie zur Vernunft zurükbringen. Auf jedem Falle fällt das Uebel hinweg. Man entziehe ihnen hingegen alle Hoffnung der Rettung, so werden sie erst zur Geringschäzzung ihrer selbst, und bald darauf zur unglüklichsten Verzweiflung hinabsinken. Wenn sie dann dem Urheber ihres Lebens fluchen, so vertritt die Nothwendigkeit die Stelle der Entschuldigung. Auch müßten sie dann die Thiere beneiden, welche nicht einmal die Wahl zwischen Glük und Unglük haben. Was soll ich von der nöthigen Proportion zwischen Vergehungen und ihren Strafen sagen, wenn Jemand das ewig büßen soll, was er im kurzen Leben auf der Oberwelt, bald von Irrthum hintergangen, bald von Leidenschaften verleitet, oft auch durch Nothwendigkeit gezwungen, beging? Lassen sich wohl unendliche Strafen für endliche Vergehungen denken? Wenn überdem die göttliche Weisheit aus der mannichfaltigen Bosheit der Menschen das Glük des Gan-

zen hervorgehen zu lassen gewohnt ist, so daß in den Uebeln gemeiniglich schon der Saame des entgegenstehenden Guten verborgen liegt, welche Ungerechtigkeit wäre es nicht, wenn Jemand in der Unterwelt noch diejenigen Vergehungen büßen müßte, welche schon längst mit veränderter Natur ins Gute verwandelt wurden? Wären die Fehlenden der kleinste Theil der Menschheit, so wäre dieser Verlust des Menschengeschlechts vielleicht zu ertragen. Aber welcher, ich will nicht sagen Gott, sondern Mensch, könnte den größten Theil der Menschen ohne Hoffnung und ohne Ende unglüklich sehen? Sahe Gott etwa nicht voraus, daß sie sündigen würden? Oder konnte, oder wollte er sie nicht retten? So entsagte Gott entweder seiner Weisheit, oder seiner Güte, oder endlich seiner Macht. Besser war es alsdann diejenigen nicht zu erschaffen, welche er einmal nicht erhalten konnte. Wie viel leichter läßt es sich von ihm hoffen, und ihm sogar vertrauen, daß er jeden auf seinem Wege, diesen auf einem

kürzern, jenen auf einem längern, zu dem bestimmten Ziele, das heißt, zur Glükseligkeit, gelangen lassen werde.

Diese Bemerkungen Friedrichs fanden bei den Richtern einen allgemeinen Beifall. Er fügte noch manche andere Betrachtungen hinzu. So fand er es sonderbar, daß diejenigen die größten Strafen ohne Ende leiden mußten, welche gemeiniglich sich nicht gegen das ganze Menschengeschlecht, sondern nur gegen einzelne Götter vergingen, und zwar durch bloßen Leichtsinn, oder ihr vorzügliches Genie. So müsse Irion seinen Rausch, und Prometheus seinen Verstand ewig büßen. Es vertrage sich aber sehr wenig mit der Würde der Götter, wenn sie nach dem Beispiele schwacher Regenten, nur Verbrechen gegen sich, oder auch jeden vorzüglichen Geist, als verdächtig bestraften. Wenn er auch gegen die Gerechtigkeit hier nichts einwenden wolle, so dürfe er doch wenigstens ein Ende wünschen. Billig müßten diejenigen auch

einmal in ihrem Schiksale abgelöst werden, welche schon so viele Nachfolger in ihrem Verbrechen gehabt hätten. Denn es sey ein gewaltiger Irrthum, zu glauben, daß Menschen durch solche Beispiele abgeschrekt werden müßten. Allenfalls könnten sie den Dichtern dienen, ihre Gedichte damit auszuschmükken. Habe es nicht Tiberiusse, Caligulas, Neronen, Domitiane ꝛc. gegeben, welche sogar in diesem Aberglauben aufwuchsen? Es liegt so ganz, erwiederte Minos, in der Sphäre Deines Amtes, dies alles in Ordnung zu bringen. Du kannst daher nur immer den leichtesten Plan Dir dazu entwerfen. Es steht Dir ganz frei Strafen aufzuheben und einzuführen. Ich werde, war Friedrichs Antwort, auch hier der sichersten Lehrerin des Rechts, der Natur folgen, welche durch sich allein Gerechtigkeit und Billigkeit zu bestimmen vermag; nur müssen wir verhüten, daß nicht die Irrthümer und Meinungen der Oberwelt, auch hier sich einschleichen. Denn dort

schäzt man die Menschen nicht nach ihren Verdiensten und Tugenden, sondern entweder nach dem Scheine, oder nach dem Glük. Dieser Irrthum wird sogar durch die Schmeichelei noch begünstigt. So werden kleine Geister oft als Große, Elende als Glükliche, und Thoren als Weise gepriesen. Die Weisheit hingegen bekömmt nicht selten den Namen der Thorheit. Was noch mehr ist, so hat ein und dieselbe Sache oft ganz verschiedene Namen. So werden, welche von einigen Rebellen genannt wurden, von andern als Retter der Freiheit verehrt, verwünscht von ihren Zeitgenossen, und gepriesen von der Nachwelt. Denn man beurtheilt die Würde nicht an und für sich, sondern nach dem Erfolg und Glük. Der Erfolg ist es, worauf man Rüksicht nimmt, nicht die Weisheit, nicht die Kunst, nicht die Tugend. Der Sieger wird gelobt, der Besiegte verachtet. Die siegende Parthei gefällt, ist sie gleich schlechter als die Besiegte. Auf eben dieser Waage wird sogar auch die Tugend gewogen.

Der ergrifne Dieb endiget mit einer unauslöschlichen Schande sein Leben am Galgen, da hingegen derjenige, welcher gesichert durch seine Macht, ganze Provinzen und Staaten ungestraft quälte und ausplünderte, unter günstigen Umständen mit Statuen und Dankfesten gefeiert wird. Wer ein Gesez übertrat, wird von dem Richter verdammt, welcher unter dem Vorwande der Gesezze vielleicht eine ganze Menge beraubt und unglüklich gemacht hat. Wie hoch wird der nicht erhoben, welcher unbesonnen und verwegen sich in die feindlichen Waffen stürzt, da derjenige hingegen nicht einmal auf die Ehre eines Begräbnisses Anspruch machen darf, welcher, obgleich durch die wichtigsten Ursachen genöthigt, sein Leben selbst endiget. Doch wer wollte sich über diese so ungewissen und zweideutigen Urtheile wundern, da, wo man nur auf die Thaten sieht, aber nicht auf ihre Absichten, ihre Hindernisse, und überhaupt ihre Umstände. Dies alles muß nun nicht der Fall seyn, in einem Reiche, des-

ſen Beſtimmung es ſo ganz iſt, die geſtöhrte Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen, und Jedem nach dem Maaßſtabe ſeiner Verdienſte zu meſſen. Daß viele dies für eine ſehr zweideutige und ſchwere Sache halten werden, läßt ſich leicht begreifen. Denn wer hätte wohl einen ſo göttlichen Verſtand, oder auch ſo viel Muße, um alle Einzelne zu prüfen und ſo ganz zu beurtheilen? Indeſſen will dies nicht allzu viel ſagen. Die Sache bedarf weder einer mühſamen Prüfung, noch auch einer zu genauen Beurtheilung. Wer könnte oder wollte auch je genug ſich überführen laſſen? Daher glaube ich, muß Jeder ſeinem Gewiſſen überlaſſen werden. Denn dies iſt ja einmal der innere Richter in Jedem, der ſich weder hintergehen, noch beſtechen läßt. Dieſer wird Jedem ſeinen beſtimmten Ort und verdientes Schikſal zuerkennen, und zwar um ſo leichter, jemehr nicht nur die Schmeichelei und mannichfaltiger Betrug, ſondern auch die Nebel der äußern Umſtände ſo ganz verſchwunden ſind. Dies wird

nicht nur Bestrafung, sondern auch Besserung für die Bösen werden. Giebt es wohl eine größere Strafe für die, welche ihr Leben entweder im Dienste der Wollust oder des Geizes durchlebten, als fortdauernde Begierden ohne ihre Nahrung? Oder könnten Neider, Stolze, und alle die, welche selbstgefällig mit Verachtung auf andere herabsahen, gerechter und härter bestraft werden, als wenn sie sich von denen, welche sie so sehr verachteten, nunmehr verachtet und übertroffen fühlen? So wird der eingesehne Irrthum erst ein Quell des Unglüks, und darauf ein Grund der Besserung. Was aber die falsche Meinung von Größe, Gelehrsamkeit und Tugend betrift, so wird sie sowohl durch die Empfindung eigener Schwäche, als auch durch die freien und gerechten Urtheile anderer, genug herabgestimmt werden. Ich begreife also nicht, wozu es noch jener außerordentlichen Strafen bedürfe, den einzigen Fall ausgenommen, wenn je ein so ungewohnter und hoher Grad der Wuth und Schandthaten

zu ahnden wäre, bei dessen Bestrafung die Natur selbst noch eine fremde Hülfe zu bedürfen schiene. Das Faß der Danaiden sey die Strafe dererjenigen, welche die Schäzze ganzer Völker und Länder erpreßten, und erpreßt, verschwendeten. Alle die, welche im Leben ein unersättlicher Länderdurst plagte, mögen nach des Tantalus Aepfeln schnapfen, so wie der Geier die Brust dererjenigen zerfleischen mag, welche ihren Königen zu ungerechten Kriegen riethen; welche die Gesezze verfälschend, die Rechte der Völker zerstöhrten, sollen das Rad des Ixion fürchten; endlich diejenigen den Stein des Sisyphus wälzen, welche über die Geister zu herrschen und die Denkfreiheit aufzuheben sich bestrebten.

Alles dies war nicht so bald in der Unterwelt erschollen, als es mit einem überaus grossen Beifall aufgenommen wurde. Doch fehlte es auch nicht ganz an denen, welche glaubten, daß sie Unrecht litten, und gleichsam aus dem

langen Besiz ihrer Ehre herausgerissen würden. Vorzüglich waren es diejenigen, welche einst, nicht nur in ihren, sondern auch in den Augen ihrer Zeitgenossen den Beinamen des Großen verdienten. Alle diese begaben sich zu Friedrich, um ihm wegen des Unrechts Vorstellungen zu thun. An ihrer Spizze standen Alexander, Theodosius, Constantin, Carl, Otto, und welche alle namentlich anzuführen die Kürze verbietet.

Ganz hinten nach folgte Cato, der Römer, er, welcher durch seinen Tod Utica berühmt machte. Er hatte sich angeschlossen, nicht weil er mit ihnen eine gleiche Sache zu haben glaubte, sondern um einem so seltsamen Schauspiele beizuwohnen. Alexander, welcher hier den Sprecher machte, entledigte sich folgender Rede, welche der Stolz ihm eingegeben hatte: Nie hätte ich geglaubt, daß ich nach so vielen besiegten Königen, noch einen zu fürchten hätte. Denn so sehr du auch immer dir

und andern gefallen magst, wie klein bist du nicht, verglichen mit Darius und anderen, welche ich nicht sowohl besiegte, als vielmehr mit ihrem Reiche so ganz vertilgte? Denn wer hat mehr Kriege geführt, mehr Schlachten gewonnen, mehr Reiche erschüttert, mehr Völker unterjocht und mehr Städte erobert oder zerstöhrt? Wer hat das Schrekken seiner Waffen weiter verbreitet, oder in der ganzen Welt eine größere Revolution hervorgebracht? Daher kann ich es mir gefallen lassen, wenn man mich mit allen vorigen und künftigen Königen vergleicht. Und nach so vielen und großen Thaten, welche man weder genug erzählen noch glauben kann, wird die Größe meines Namens verdächtig gemacht, und was mich am meisten schmerzen muß, durch dich? War es dir vielleicht zu wenig, in die Gesellschaft derer aufgenommen zu werden, welche den Beinahmen des Großen erhielten, wenn du nicht diese Ehre uns allen entrissest, und doch auch für dich nicht einmal behauptetest? Ich sollte glau-

ben, es läge dir sehr daran, den noch übrigen Glanz aus der Oberwelt hier mehr zu erneuern als zu verlöschen.

Eben so führten auch die übrigen, in der Ordnung, in welcher sie folgten, ihre Verdienste an: Sie hätten nämlich so viele und so große Länder erobert oder besessen, so viele Tempel erbauet, so viel auf Gottesdienst und Priester verwandt, so viele Kriege geführt, und so viele vorher wilde Nationen, selbst durch die Gewalt der Waffen, zur christlichen Religion bekehrt. Friedrich, welcher dies theils schon wußte, theils auch nicht hören mochte, unterbrach sie in folgenden Worten: Ihr dürft die neue Ordnung der Dinge nicht im geringsten fürchten oder verabscheuen. Denn sie hat nicht die Absicht alles zu verwirren, sondern vielmehr die sonstige Unordnung und Verwirrung zu heben, und zu verbessern. Meine Absicht ist nicht, Jemanden aus seinem gerechten Besiz heraus zu sezzen, sondern vielmehr in demselbigen zu

befestigen. Wenn ihr daher eurer Größe euch nur genug bewust seyd, so wird sie euch desto gewisser werden, je wahrer und reiner sie ist. Damit ihr aber nicht nach dem gewöhnlichen Schiksale der Lieblinge des Glüks, andern mehr glaubt, als euch, so gönnt mir eure Aufmerksamkeit, indem ich euch ein leichtes Gemählde eines großen Mannes aufstelle.

Meiner Meinung nach kann die wahre Größe des Menschen von außen her durch andere weder erhalten, noch entrissen werden. Alle diejenigen, welche das Glük, oder die Schmeichelei, oder die Unwissenheit, oder Leidenschaft der Menschen empor hob, oder welche von dem Glanze fremder Verdienste und äusserer Gegenstände, eine gewisse Art von Größe erwarten, diese alle scheinen mir statt der Juno eine Wolke zu fassen. Alle diese äußerlichen früher oder später verschwindenden Vorzüge, beweisen nur, wie klein Jemand war. Andere besizzen neben einigen Tugenden, welche sie eh-

ren, auch eben so viel Laster, welche sie schänden. Da hier die Gleichheit fehlt, so kann auch wahres Lob keine Statt finden. Selbst durch ungewohnte bewunderungswürdige Thaten kann Jemand das wahre Lob leichter verlieren, als erlangen, so bald jene Thaten nicht die Wirkungen der Weisheit und Tugend sind, und auf die allgemeine Glükseligkeit keinen Einfluß haben. Ein Mann also, aus welchem ein ungewohntes Licht des Verstandes, eine außerordentliche Kraft und Tugend der Seele, nebst einer ungemeinen Kenntniß und Erfahrung der Dinge hervorleuchtet, welcher alles mit Absicht unternimmt, durch Klugheit leitet, durch Muth ausführt, sich über alles hinwegsezt, was Menschen in beiden Fällen zu rühren pflegt, welcher alles, nach gewissen Grundsäzzen abwägend, nichts dem Zufall, oder Glük überläßt, alles was rühmlich, groß und vortreflich ist, will, was er will, wagt, was er wagt, ausführt, welcher durch Gefahren angefeuert, durch Hindernisse gestärkt, von seinem einmal gefaßten

Entschlusse sich weder durch Drohungen abschrekken, noch durch Reizungen ableiten läßt, welcher in allen seinen Absichten und Handlungen die höchste Uebereinstimmung, im ganzen Leben eine gleiche Einfalt, und im Glük und Unglük eine ungewohnte Gleichheit zeigt, welcher mit eigenem, nicht fremdem Lichte strahlt, groß durch eigene Tugenden, nicht durch fremde Verdienste oder Fehler, welcher nicht durch Empfindung oder Leidenschaft, sondern durch feste und wahre Grundsäzze geleitet, nie auf sich oder seine Vortheile sieht, allen, oder wenigstens vielen nüzt, und in der Welt eine heilsame Revolution, von welcher Art sie auch immer sey, hervorbringt — ein Mann, in welchem sich dies alles vereiniget, der ist und heißt mit Recht ein großer Mann. Bei diesen Worten blikten diejenigen, welche sich getroffen fanden, beschämt und verstohlen einander an. Als sie sich wieder etwas gefaßt hatten, erhub sich der eine: Wenn Du die Philosophie zur Richterin der Größe machst, so ist dies kein

geringer Irrthum. Die Geschichte allein hat den Beruf, große Männer zu ernennen und zu erschaffen. Ihre Stimme muß man entweder hören oder widerlegen. Sehr richtig, erwiederte Friedrich, und eben dieses ist es, womit ich schon längst umgehe. Nur glaube ich die Ausführung auf eine bequemere Zeit und Ort verschieben zu müssen. Nur die Bemerkung steht hier vielleicht an ihrem rechten Plazze, daß viele von denen, welche bisher groß genannt wurden, in der That groß waren, nämlich große Räuber, oder Schwachköpfe, oder Tyrannen. Mit diesen Worten wandte er sich zum Cato. Ich lobe es, daß Du lieber groß seyn, als scheinen wolltest. Doch ist unter dem Vielen, was mir an Dir gefällt, auch ein Umstand, welcher mir nicht gefällt.

Cato. Vermuthlich, daß ich nicht geneigt, die Herrschaft eines Einzigen zu ertragen, für die Republik sogar die Waffen ergriff?

Friedrich. Bewahren die Götter! Dies war die Pflicht eines guten Bürgers.

Cato. So war es vielleicht meine unbesiegbare Hartnäkkigkeit, welche Dich beleidigte?

Friedrich. Auch das nicht; denn wie könnte mich eine Tugend beleidigen, welche sogar die Seltenheit empfiehlt? Ueberdem könnte man von Deiner Geburt, Erziehung, und ganzen Lebensart nichts anders erwarten. Aller Augen sahen auf Dich. Auch hatten Dir so viele und große Männer in Deiner Familie diese Verbindlichkeit aufgelegt, so daß Du nicht anders handeln konntest.

Cato. So möchte ich um so mehr wissen, was Dir an mir mißfällt?

Friedrich. Nichts anders, als eben das, was andern zu sehr gefällt.

Cato. Ich verstehe Dich, Du meinst meinen Ausgang aus dem Leben.

Friedrich. Ganz recht.

Cato. So sollte ich ja wohl die Republik überleben?

Friedrich. So lange noch ein Mann lebte, wie Du, konnte sie nicht ganz untergehn.

Cato. Wer die Ursachen zu hoffen verlohren hat, der hat auch zugleich die Ursachen zu leben aufgegeben.

Friedrich. Wer aber das Leben noch hat, dem kann die Hoffnung nicht genommen werden.

Cato. Ich sollte also des Siegers Blik sehen, seine Stimme hören, seinen Uebermuth fühlen?

Friedrich. Es ist doch wunderbar, daß der noch etwas fürchtet, welcher den Tod nicht fürchtet. Die Furcht war also der Grund Deines Todes.

Cato. Auf keinen Fall. Die Weisheit hieß mich frei seyn, und belehrte mich, daß der nie gezwungen werden könne, welcher sterben kann.

Friedrich. Sehr fein. Damit Du nicht gezwungen würdest, den Blik des Siegers zu ertragen, wurdest Du gezwungen, was doch wohl das größte war, Dich selbst umzubringen.

Cato. Ist es nicht natürlich, daß der durch seinen Tod nüzze, welcher durch sein Leben nicht mehr nüzzen kann.

Friedrich. Ich ließe es mir gefallen, wenn Du für Deine Sache, Dein Leben in der Schlacht aufgeopfert hättest. Obgleich gemein mit vielen andern, wäre es immer etwas Großes gewesen. So aber verlohr Deine Größe eben so viel, als Dein Ruhm gewann. Denn einige Thaten sind größer, einige berühmter. Und so scheinst Du gestorben für Dich, nicht aber

für die Republik, wiewohl auch für diese in einem gewissen Verstande.

Cato. Du erkennst doch das Nüzliche der That?

Friedrich. Ich befürchte, Du habest mich nicht recht verstanden. Dein Tod nämlich versezte die Republik in Trauer und Unglük.

Cato. Sonderbar. Wenn der Tod desjenigen schadete, dessen Leben nicht mehr nüzzen konnte.

Friedrich. Und warum nicht nüzzen? Konntest Du nicht die gleichsam zerstreuten Ueberreste der Republik sammeln. So hatten die Römer einen Mann, auf welchen sie sehen, welchen sie für den Stifter eines künftigen bessern Zeitalters und gleichsam für ein aufgestelltes Signal, das beste zu hoffen, halten konnten, hätten endlich einen Mann, an welchem sie das beinahe erloschene Licht der sonstigen

Tugend von Zeit zu Zeit wieder anzünden konnten. In Deiner Person wäre auf diese Art immer das Bild und das Beispiel der Republik übrig geblieben. Ueberdem so lange der Sieger Dein Ansehen fürchten mußte, konnte er von seinem Siege weniger Gebrauch machen. Daß aber die Lage der Dinge noch nicht so verzweifelt war, als Du wohl glaubtest, hat der Ausgang bewiesen. Würde wohl bei Deinem Leben, der Schuzgeist der Republik, den Sturz des Tyrannen, bis auf den Brutus und Cassius verspart haben?

Cato. Es würde mir nicht auffallen, diese Vorwürfe von Jedem Andern zu hören. Von Dir hingegen ist es mir befremdend, da Du bekanntlich selbst Gift, als ein schnelles Mittel, wider die größten Unglüksfälle bei Dir führtest.

Friedrich. Dies that ich. Aber mein Verhältniß war auch von dem deinigen so ganz

verschieden, die Gefahr größer, und die Verzweiflung sehr oft gerechter. Indessen glaube ich, muß man mir verzeihen, was ich that, denn es war das Werk der Nothwendigkeit, und hingegen mir zum Lobe anrechnen, was ich nicht that, denn dies war die Folge der Tugend.

Cato. Und was denn?

Friedrich. Daß ich es nicht nahm.

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Sechstes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Um eben diese Zeit bekam Friedrich wiederum einige aus dem Styx aufgefangene Schriften. Ein Ankömmling aus der Oberwelt hatte sie hineinwerfen müssen. Sie waren aber so leicht, daß sie wieder empor kamen, und in dem verwandten Elemente nicht untergehen konnten.

Nach einer flüchtigen Uebersicht der Ueberschriften, fand er nur zwei des Lesens werth. Der Vorleser trat also sein Amt an.

Schreiben an den heiligen Ignatius Loyola, von einem gehorsamsten Sohn dieses Ordens.

Mit Vergnügen melde ich dir die glük-lichste Lage unseres Ordens. Diese Nachricht wirst du mit eben dem Vergnügen lesen, mit welchem ich sie niederschrieb. Unser voriges hartes Schiksal hat sich sehr gemildert. Ganz gewiß erinnerst du dich noch was und wie viel wir litten, mit welchem Haß man uns überall verfolgte, und den Fürsten, als Hasser der Wissenschaften, Giftmischer, Königsmörder, kurz als Urheber aller Schandthaten verdächtig machte. Die Folge davon war, daß der Pabst Clemens, an dessen Wahl der heilige Geist nicht den größten Antheil hatte, unsern Orden, durch jene traurige Bulle aufhob. Die göttliche Vorsicht indessen, oder vielmehr unsere Klugheit, wußte es dahin zu bringen, daß die traurigsten Sachen die glüklichsten Folgen hatten. Seit dieser Zeit haben wir uns so wie Sprößlinge eines ausgerotteten Waldes, nur desto glüklicher empor gehoben. Nicht die Sache, sondern nur der Name schien untergegangen zu seyn. Das

Mitleid trat an die Stelle des Hasses. Man erinnerte sich nicht nur an das Böse, sondern auch an das Gute, welches man uns zu danken hat, und prophezeiete, besonders in Rüksicht auf den jugendlichen Unterricht die nachtheiligsten Folgen. Da wir indessen nach veränderten Namen und Kleidung, hier und da verborgen, oder auch über die ganze Welt uns plözlich zerstreuten, fanden wir ein weites Feld für uns eröfnet. Selbst kezzerische Fürsten pflegten unsere Ueberreste, und diejenigen welche uns hier und da einführten, und einließen, waren sogar die Nachfolger derer, welche uns vertrieben hatten. Auf diese Art verbreitete sich unsere Herrschaft über alle Gegenden der Erde, so daß wir nun da herrschen, wohin unser Fuß vorher sich nicht einmal wagen durfte. Natürlich war es, daß wir eine so gute Gelegenheit auf das möglichste benuzten. Das Erste war, daß wir insgeheim allgemeine Gährungen vorbereiteten, und bald drauf über die schädliche Verwirrung der Dinge laut schrien.

Besonders aber zeigten wir, daß die Freiheit zu denken und zu schreiben, den Untergang aller Religionen und Reiche nach sich ziehe. Zum Beweise dienten uns, die Revolutionen, welche theils die Religion, theils die Staaten hin und wieder erlitten hatten. Dies Mittel wirkte sehr glüklich. Denn es gelang uns sogar kezzerische Priester, Männer von größerer Rechtschaffenheit, als Klugheit, uns geneigt zu machen und sie seit dieser Zeit unvermerkt, durch unbekannte Obere zu regieren. Auch Fürsten, so mißtrauisch sie vorher waren, wußten wir so an uns zu ziehen, daß sie uns für die einzigen Retter und Erhalter ihrer Staaten ansahen; überzeugt, daß die Wuth der rasenden Vernunft, von Niemanden besser gezügelt werden könnte. Diese Ueberzeugung wurde bei ihnen durch den Umstand noch gestärkt, da sie sahen, daß jene fürchterlichen Revolutionen erst nach dem Untergange unserer Gesellschaft entstanden. Wir dienen ihnen als Räthe, oder Secretairs, oder Erzieher ihrer Prinzen. Ei-

nige trieb die Hoffnung zu besizzen, andere die Furcht zu verlieren, zu unserer Parthei. Ein Wunder wär es, wenn nicht, ehe noch ein halbes Jahrhundert verstrichen ist, unser Orden sich über die ganze Welt verbreitet hätte. Eine Art von Menschen war uns die gefährlichste, und furchtbarste. Dies waren die Weisen, welche sich so gerne Philosophen nennen lassen. Sie pflegten entweder in Gesellschaften sich zu vereinigen, oder auch einzeln ihr Genie durch Schriften zu versuchen. Da wir sie zu Freunden nicht haben konnten, so wußten wir es wenigstens listig dahin zu bringen, daß sie uns als Feinde nicht schaden konnten. Ihre Gesellschaften, unter welchen Namen sie auch immer bestanden, ließen wir als verdächtig aufheben, eine Sache, welche desto leichter und gerechter schien, da unsere Gesellschaft vorher eben dies Schikfsal gehabt hatte. Alle emporstrebende und glänzende Genies wußten wir entweder durch die Strenge der Censur zu lähmen, oder beraubt der öffentlichen Würde und

Ansehens, so zurük zu stoßen, daß sie unserm Ansehn nicht schaden konnten. Zwar suchten sie wegen des erlittenen Unrechts sich durch Sarcasmen zu rächen. Aber umsonst. Glükslicherweise ist der größte Theil der Menschen so abgestumpft, daß er den Spott nicht fühlt. Und so wäre dann der gefährliche Krieg, welchen wir mit der Philosophie zu führen hatten, so gut, als geendiget. Und das nicht ohne Grund. Denn die meisten von denen, welche sich im Besiz der Macht, Würde und Herrschaft befinden, pflegen die Philosophie tief unter ihrer Würde zu finden, und welche schmeichelnde Medicin, oder angenehme Mittel könnte sie auch wohl einem Geiste darbieten, welcher an seinen Leidenschaften krank darnieder liegt? Nach allen diesen wirst Du Dich überzeugen, daß unser Schiff gerettet, mit sehr günstigem Winde seegele, daß wir von Hesperia bis nach Scythien herrschen, und daß in Kurzem die Oberwelt eben so verfinstert seyn werde, als die Unterwelt bisher war. Bei dem

allen ist Dir vielleicht unser gefährlichster Feind unbekannt geblieben. Wisse also, es war der sonstige König Friedrich, er, welcher nicht nur in seinem Leben die Philosophen begünstigte, und vorzog, sondern auch nach dem Tode die Philosophie durch seine Schriften überall verbreitete, so daß sein Jahrhundert, als das aufgeklärteste in jeder Art gepriesen wurde. Dies Uebel war desto gefährlicher, je größer sein Ansehn bei seinen Zeitgenossen und Nachkommen war, und je mehr der Ruf von seiner Weisheit und Regierungskunst sich verbreitet hatte. Hätten alle Fürsten sich nach seinem Beispiele gerichtet, dann, o dann war es um uns so ganz geschehn! Aber ich ließ dieses sich nicht weiter verbreiten. Denn ich bewies in einer sehr weitläuftigen und scharfsinnigen Schrift, daß Friedrich und seine Philosophie der einzige Quell sey, aus welchem alles das Unglük herfloß, unter welchem die Welt seufzt, daß Aufruhr, Krieg, Niederlagen, Erschütterungen und Umwälzungen der Staaten,

Vulkane, Ueberschwemmungen, Hagel, Gewitter, Hunger, Brand und Verrätherei daher entstanden, daß die Verachtung der Religion von Berlin ausgegangen sey, und die allgemeine berlinische Bibliothek den Stoff alles Unglüks über alle Länder verstreuet habe. Bei diesen Worten stimmte sich die bisher lächelnde Miene Friedrichs zum Unwillen herab.

Genug! rief er, schon längst genug. Laß das Uebrige hören! und so zog der Vorleser eine asiatische Novelle folgenden Inhalts hervor.

Endlich war der blutige Krieg geendiget, welchen der Kaiser zu Congo, Longololo der Dritte, zur Beschüzzung seiner Völker und Erhaltung der Ruhe und Sicherheit seiner Staaten, wie es in dem Manifeste hieß, aber, wie alle nur zu gewiß wußten, um eine Beschimpfung seiner Favoritin zu rächen, zu führen geruhet hatte. Bald nach seiner Rükkehr empfand er, daß ihm die Menschen und Schäzze

fehlten, welche er verschwendet hatte. Gleichwohl mußten die ausgeleerten Schazkammern seiner Vorfahren wieder angefüllt werden, wofern er und sein Staat bleiben wollten, was sie gewesen waren. Er bevollmächtigte daher seinen Staatsrath, durch ausgeschriebene Auflagen diesen Schaden zu heilen, und versprach huldreichst, die Mühe zu übernehmen, dies Ausschreiben, wenn es aufgesezt wäre, nicht nur allergnädigst gut zu heißen, sondern auch eigenhändig zu unterschreiben. Zugleich hoffte er, seinem Staatsrathe einen neuen Beweis seines Zutrauens dadurch zu geben, daß er es vorher nicht durchläse. Die Einleitung kostete dem Staatsrathe wenig Mühe. Denn sie hub in der gewöhnlichen Form an: „Nachdem Ihro Majestät, von Gottes Gnaden Kaiser zu ꝛc. Sohn der Sonne und Vetter aller Gestirne ꝛc. ꝛc., aus wahrer angestammter landesväterlicher Huld und Milde geruhet haben, den Ersaz der Kosten des lezten, lediglich für das Wohl Dero getreuen Unterthanen geführten Krieges,

von ihnen allergnädigst anzunehmen, und zu dem Ende neue Abgaben — — — Bei diesem Worte rükte der Hofnarr, welcher sich in der Regel immer da befand, wo der Kaiser war, oder seyn sollte, mit der nicht kleinen Bedenklichkeit hervor: Das ganze Land wisse, daß der Krieg nicht seinetwegen unternommen, auch weder zu seiner Ehre, noch Glük geführt worden wäre; die Zeit des blinden Gehorsams sey vorüber, und man müsse das Volk nunmehr regieren, wie einen gewaltigen Löwen, welcher nur so lange sich ruhig führen läßt, als er seine Fesseln nicht fühlt. Dem Staatsrathe fehlte es hier plözlich an dem, womit er am besten ausgerüstet seyn sollte, an Rath. Noch mehr war dies der Fall, als man auf die Bestimmung und Benennung der neuen Abgaben kam. Denn obgleich Grundsteuer, Accise, Kopf-, Vermögens-, Trank-, Mahl- und Kriegssteuer, nebst Schokken, Quatembern, und hundert ähnlichen Unterabtheilungen, aus jedem Finanzlexicon sehr bekannte Worte waren, so fand doch jedes

derselben in diesem Falle so viel Bedenklichkeit, daß es unanwendbar wurde. Man war einig: daß neue Auflagen nicht nur eine drükkende Sache, sondern auch sogar ein gefährliches Wort wären; daß man, in der gegenwärtigen Lage, weder die Reichen zum Mißmuthe, noch die Armen zur Verzweiflung reizen, sondern vielmehr ein Mittel aufsuchen müsse, freiwillig zu erhalten, was man nicht ohne Gefahr befehlen könne; daß aber dies Mittel eben so schwer zu finden sey, als der Stein der Weisen.

Gar nicht, meine weisen Herren! versezte der Hofnarr; wenn Sie mich hören wollen, lassen wir Fluren, Gärten und Häuser, Heerden und Wälder, Vermögen, Stand und Aemter in Ruhe, und halten uns lediglich an die Eitelkeit. Gesezt unsere regierende Majestät, der Kaiser macht bekannt, daß er aus wahrer Gnade und Herablassung gesonnen sey, seinen getreuen Unterthanen gewisse Vorzüge

zu ertheilen und zwar durch Errichtung dreier Classen, wovon die erste Sonnen, die zwote Monde und dritte Sterne heißen soll. Die unterste Classe erlegt tausend, die mittlere zwei tausend, und die obere drei tausend Thaler, und jede zahlt jährlich die Interessen des angelegten Capitals. Zum Unterschiede trägt die unterste Classe einen großen Knopf mit des Kaisers Bildniß vor den Hosen, die mittlere zwei, und die oberste drei solcher Knöpfe. Alle drei Classen haben jedoch nach ihrem Range, das Vorrecht in den Tempeln und Schauspielhäusern die vornehmsten Sizze einzunehmen, den Kaiser zu sehen, wenn er Sorbet trinkt, oder ins Bad oder in den Harem geht und mit drei, fünf, oder sieben Mauleseln zu fahren. Den Damen wird eben so erlaubt, in eine der drei Classen nach Erlegung der obigen Summe einzutreten. Zum Abzeichen läßt die erste Classe sich einen, die mittlere zwei, und die oberste drei Vorderzähne ausreißen.

Die weisen Herren des Staatsraths lachten herzlich der Thorheit des Hofnarren. Ihrer Meinung nach hatte er von dem schönen Geschlechte sehr wenig zu erwarten, da er demselben eine so empfindliche Aufopferung zumuthete. Als er aber versicherte, in seiner langen Amtsführung Gelegenheit genug gehabt zu haben, die Damen genauer kennen zu lernen und die Gefahr des Ausgangs auf sich nahm, ging das Project durch und ward bald darauf ausgeführt. Niemand fand die Sache unbillig, viele priesen sie als löblich, und keiner Seele kam es in den Sinn, daß sie nichts, als eine verstekte Schazzung sey. Ob man tausend Thaler hat oder nicht, sagte der eine. Kann man sie doch behalten, wenn man will, antwortete der andere. Und ein dritter sezte hinzu: das beste ist, daß künftig jeder gelten kann, so viel ihm beliebt! Dergestalt eilten reiche Gekken, Hagestolze, Mäkler und Wucherer Schaarenweise, um sich zu beknöpfen. Durch die zuströhmende Menge ward der Vorzug bald all-

gemein, und Neid und Stolz erhielten großen Spielraum. Die Folge davon war, daß von diesen Herrn, wer irgend konnte, sich bis zum Vorzuge dreier Knöpfe empprschwang. Männer von Gelehrsamkeit und Verdiensten, Würden und Aemtern, sahen dieser Umwandlung mit einer gewissen Gleichgültigkeit zu, welche bald zum lachenden Spotte, bald zur großmüthigen Verachtung sich hinneigte. Aber auch ihnen ward es unmöglich, ihre stolze Indolenz zu behaupten. Unmöglich konnten sie gleichgültig sich auf einmal unter eine Menge kleinlicher Geschöpfe herabgesezt, und den Kreis ihrer Talente, Aemter und Wirkungskraft so verengt sehen. Hierzu kam die wichtigste Triebfeder, ihre Weiber. Bei ihnen wurde also das ein Werk der Nothwendigkeit, was bei andern eine Folge der Eitelkeit war. Die Philosophen allein, welche sich den herrschenden Vorurtheilen gewöhnlich am längsten entgegen stämmen, blieben Anfangs zurük. Ihr Anführer hieß Zenobit. Seine Lieblings-Erho-

lung war das Schauspiel. Aber zurükgestos-sen von der beknöpften Menge fand er keinen Plaz mehr zu sehen und zu hören. Da er auf einmal in den Kreis der Sklaven, Taugenichte und Sakträger sich zurük gedrängt sah, und keine Gelegenheit mehr hatte, durch Declamationen und beißende Satyren, seine Mitbürger zu heilen, entschloß auch er sich Geld zur Bezahlung der Schazzung zu borgen, um wieder Gehör zu finden. Man wird begreifen, daß dadurch in kurzer Zeit eine so wichtige Staats-Einnahme entstand, als noch kein Kaiser je erhoben hatte; besonders da der erhaltene Vorzug nicht vererbt werden konnte, sondern von jedem Erben jedesmal baar erkauft werden mußte. Um Unterschleife zu verhüten, ward verordnet, daß der Käufer die Quitung über die erlegte Kaufsumme in einer goldnen Kapsel an einer Kette um den Hals tragen sollte. — Aber die Damen? — Die Damen, mein Herr Frager, machten es hier wie immer. Da alles in der Einbildung besteht, sollte die Schön-

heit allein ausgenommen seyn? In der That, wenn man der Schönheit einer Dame eben kein Kompliment machen wollte, so sagte man: Wie kann sie schön seyn? Sie hat ja die Vorderzähne noch.

Der Vorleser wollte so eben die übrigen Schriften bei Seite legen, als er von folgender ungewohnter Aufschrift nicht wenig überrascht wurde: „Schreiben an den Cerberus, sehr wachsamen Wächter in der Unterwelt von N." Der Inhalt des Briefes war ohngefähr dieser:

„Du wirst Dich ohne Zweifel wundern, berühmtester Beller, daß Menschen an Hunde schreiben. Wisse daher, daß dies unter Menschen gar nichts ungebräuchliches ist. Denn man hat nicht nur Briefe an Füchse und Ochsen, sondern sogar auch oft von Füchsen und Ochsen. War es nicht der unsterbliche Rabener, welcher einst seine Schriften sogar einem Esel widmete? Zwar sind seine Nachkommen von dieser

Sitte abgegangen, nicht weil es an Eseln fehlte, sondern weil es deren zu viele gab, so daß es schwer zu entscheiden war, welcher von ihnen der größte, das heißt, der würdigste sey. Auch ist nicht die Frage: wer du jezt seyst, sondern vielmehr, wer du sonst warest. Denn wenn man aus den in der Unterwelt übrig gebliebenen Neigungen auf jedes vorigen Charakter und Naturel schließen darf, so warst du gewiß sonst ein sehr heftiger Kritikus, oder einer von denen Theologen, welche die Menschen durch ihr Gebelle von der Hölle abhalten, aber wenn ihnen ein guter Bissen vorgeworfen wird, oder sie eine besonders geehrte Person erblikken, plözlich verstummen, welcher Zufall, nach dem Zeugnisse des Maro, bei dem Eintritte des Aeneas auch dir einst begegnet seyn soll. Demohngeachtet halte ich dich für viel wachsamer, als alle unsere gewöhnlichen Hüter in den Thoren. Ueberdem pflegt alles, was bei uns von Zeit zu Zeit untergeht, zu euch hinab zu kommen. Von wem könnt ich also leichter und gewisser

erfahren, ob diejenigen Dinge bei euch angelangt sind, welche seit einiger Zeit bei uns vermißt worden. Die Frage ist hier nicht von Treue, Rechtschaffenheit und jeder übrigen Tugend, welche schon längst unter uns untergegangen sind. Aber es giebt noch mehr andere Gegenstände, von welchen man noch nicht bestimmen kann, ob sie ganz untergiengen, oder nur auf einige Zeit verschwanden. Ich übersende dir hier ein Verzeichniß, aus welchem du ersehen wirst, unter uns sey untergegangen: die Liebe zum Vaterlande, sonst Patriotismus genannt, hiernächst an vielen Orten die Weisheit und sogar auch die Klugheit, der römische Pabst zugleich mit seiner Religion, und die lateinische Sprache, so wie es überhaupt keine Art von Wissenschaften giebt, welche nicht Verlust erlitten hätte. So hat die Theologie viele sonst für höchst nöthig erklärte Artikel verloren. Die Metaphysik hat kaum ihren Namen aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet. Aus der Logik ist herausgefallen das ganze Kapitel vom Wahrscheinlichen, von

den Kennzeichen des Wahren, von den Anzeigen des Künftigen, und die ganze Lehre von der Consequenz, welches man aus den gewöhnlichen Handlungen und Unternehmungen hier und da schließen kann. In der Rhetorik scheint das ganze Kapitel von der Größe, nebst dem hohen Stil und den panegyrischen Reden untergegangen zu seyn, so wie in der Poesie die heroische Dichtart, ungewiß, ob aus Mangel der Genies, oder der Materie? Nicht ohne großen Verlust der Grammatik und Rechtsgelahrtheit, konnten hier und da so viele Titel, Würden, Freiheiten, Privilegien und Rechte aufgehoben werden. Ein gleiches Schiksal traf Geschichte und Geographie, da sie um so viele Reiche, nebst ihren Regenten kamen. Und doch schadete die allgemeine Revolution keiner Wissenschaft mehr, als der Heraldik, welche man nicht sowohl für verändert, als für aufgehoben ansehen kann. Was noch mehr als alles ist, so sind hin und wieder sogar Kronen, Zepter, Thronen, nebst unzählichen andern Ehren- und Ordenszeichen unter-

gegangen. Ich bin daher überaus begierig von dir zu erfahren, nicht nur, ob dieses alles bei euch angelangt sey, sondern auch, in welchem Werthe es bei euch stehe, wiewohl ich vorher sehen kann, daß es bei euch nicht viel mehr gelten werde, als die gewöhnlichen Spielsachen der Kinder. Bei uns hingegen hat ihre Seltenheit ihren Preiß erhöht, so daß man sie nun für Blut, so wie sonst für Gold erkauft. In dieser Hinsicht rathe ich Dir nicht nur das, was bisher bei euch schon ankam, auf das sorgfältigste aufzubewahren, sondern auch noch mehr von Tage zu Tage zu erwarten. Denn bald wirst du ankommen sehen — — —

Mehr zu lesen verhinderte eine ziemlich große ausgelöschte Stelle, und das, was fehlt, schien wichtiger zu seyn, als das, was da steht.

Thaten und Meinungen

Friedrichs des II.

in

der Unterwelt.

Siebentes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Um diese Zeit entstand das Gerücht, Friedrichs Schatten sey, um über manches befragt zu werden, von einer Gesellschaft Zauberer, auf die Oberwelt citirt. Alle hielten dies für eine der schreklichsten Beleidigungen, und für das rathsamste, die ganze Sache auf das sorgfältigste zu verhehlen, und allenfalls zu belachen. Von ohngefähr war sie auch zu den Ohren Lucians gelangt, welchem es unmöglich war, eine so herrliche Gelegenheit zu spotten, unbenuzt zu lassen. Um also die zu betrügen, welche betrügen wollten, verwandelt er sich in die Gestalt Friedrichs, bestreut

mit Silberhaar seine Schläfe, nimmt seinen Gang an, ordnet die Miene, bildet jene sanfte, und doch durchdringende Stimme, und giebt endlich seinen Augen jene Größe und jenen göttlichen Bliz, welcher in seinem Leben über Tod und Leben zu entscheiden schien, und so langte er plözlich an. Durch welche Ceremonien und Flüche man ihn zum Gehorsam und zu den verlangten Antworten zu zwingen suchte, übergehe ich, als eine allgemeine bekannte Sache, und eile sogleich zu folgender Unterredung.

Der Magus. Was hältst Du von der Kunst Gold zu machen, oder der sogenannten Alchymie?

Lucian. Ich halte sie für die nüzlichste und leichteste.

Magus. Aber welchen Weg für den gewissesten?

Lucian. Eben den, welchen ich wählte.

Magus. Und dieser war?

Lucian. Sparsamkeit.

Magus. Kennst Du ein Mittel wider die Sterblichkeit? Und welches?

Lucian. Unsterbliche Thaten.

Magus. Hältst Du es für möglich, mit abgeschiedenen Geistern einen Umgang zu unterhalten?

Lucian. Allerdings, und zwar aus eigener Erfahrung.

Magus. Und wodurch pflegtest Du dies zu erhalten?

Lucian. Dadurch, daß ich ihre Schriften las.

Magus. Du scheinst mich nicht zu verstehen, oder nicht verstehen zu wollen.

Lucian. Vielleicht beides zugleich.

Magus. Was hältst Du für die größte Strafe in der Unterwelt?

Lucian. Wenn man Jemanden zwänge, Deine Schriften zu lesen.

Magus. Erschreklich! Wenn wirst Du endlich einmal aufhören zu spotten?

Lucian. Wenn ihr weise geworden seyd.

Magus. Reuen Dich auch wohl aufrichtig Deine Reden, Thaten und Schriften?

Lucian. Es reuet mich, daß meine Worte nicht Glauben, meine Thaten nicht Nachahmer, und meine Schriften nicht Leser genug fanden.

Magus. Was wird künftig noch aus der Welt werden?

Lucian. Was die wollen, welche sie beherrschen.

Magus. Wie wird der Ausgang des gegenwärtigen Krieges ausfallen?

Lucian. Eben so wie sein Anfang war.

Magus. Wie müssen Völker regiert werden?

Lucian. So, daß sie gehorchen.

Magus. Wenn aber werden sie gehorchen?

Lucian. Wenn sie wollen.

Magus. Und wenn wollen?

Lucian. Wenn sie es für sich vortheilhaft finden.

Magus. Wen hältst Du für den mächtigsten Fürsten unter allen?

Lucian. Den Satan.

Magus. Daß dich alle Götter und Göttinnen!

Lucian. Wie so? Ist er es nicht, welcher mit der ganzen christlichen Welt zu allen Zeiten stritt und streiten wird? und eure Fürsten, welche nur eine Nation, und nur wenige

Jahre bekriegten, sehen kein ander Mittel, ihre erschöpften Kräfte wieder herzustellen, als den Frieden. Ich möchte aber auch gern einige Fragen an Dich thun.

Magus. Besser wäre es gewesen, Du hättest uns bei Deinen Lebzeiten um Rath gefragt, da konnten wir Dein Schiksal noch erleichtern, welches wir jezt nur bemitleiden können.

Lucian. Spare Dein Mitleid, dessen ich nicht im geringsten bedarf. Höre vielmehr und antworte; so besizt ihr in der That die gerühmte Kunst Gold zu machen?

Magus. So ists.

Lucian. Warum verläßt euch aber eure goldne Kunst, welche sogar Fürsten, und besonders in unsern Tagen, so willkommen ist? Denn so höre ich, daß viele hier und da Anleihen, nicht ohne viele Mühe eröfnen, höre,

daß viele Völker, von Mangel und Theurung gedrükt, unruhig werden.

Magus. Natürlich, weist Du nicht, daß der Mensch nicht von Brod und Gold allein lebe, sondern von der göttlichen Gnade.

Lucian. Wenn ihr nun aber Gold machen könnt, so weiß ich nicht, warum ihr die Chatullen der Fürsten sogar auszuleeren pflegt?

Magus. Einem Ochsen, der da drischt, muß man den Mund nicht verbinden.

Lucian. Und euch hat wirklich Gott aus der unendlichen Zahl von Menschen, zu seinen Freunden und Lieblingen ausgewählt?

Magus. Das hat er gethan, nach seiner unendlichen Gnade.

Lucian. Es ist doch sonderbar, daß Gott, als der Urheber aller Weisheit, in sei-

ner Wahl sich so sehr irrte, daß er statt der Weisesten, euch eben wählte.

Magus. Da Du in der heiligen Schrift nicht bewandert bist, so kannst Du freilich nicht wissen, daß er nicht die Weisen dieser Welt erwählt hat, sondern die Thoren.

Lucian. Und doch verlangt ihr nicht nur Fürsten und Völker zu regieren, sondern regiert sie auch oft in der That.

Magus. Und das mit Recht.

Lucian. Also ist es ein sehr wahres Sprichwort: Die Welt wird durch Thorheit regiert.

Magus. O! Welch ein Unterschied ist zwischen der geistlichen und fleischlichen Weisheit!

Lucian. Auch kann ich nicht umhin, mich zu wundern, daß ihr von dem heiligen Geiste, welcher doch alle Sprachen mittheilen

kann, gelehrt, nicht einmal in der Mutterspra- che richtig seyd, und ohne alle Richtigkeit der Gedanken und Worte, geschweige Schönheit, das vorbringt und schreibt, was man weder verstehen kann, noch will.

Magus. Wir reden nicht mit Worten menschlicher Weisheit; und sollte der heilige Geist wohl sich durch Logik, Grammatik, oder gar Rhetorik genieren?

Lucian. So besizt ihr auch wohl das Geheimniß, Gesundheit und Leben zu er- halten?

Magus. Auch dies liegt in den Grän- zen unserer Kunst.

Lucian. Und doch bekommt ihr nicht selten vom Weine einen Rausch, und müßt eurem Magen, wenn er sich überladen hat, mühsam zu Hülfe kommen.

Magus. Dies thun wir, damit je- ner Ausspruch wahr werde: Die göttliche

Gnade ist mächtig in unserer Schwachheit.

Lucian. Welches ist der Quell alles Guten?

Magus. Die göttliche Gnade.

Lucian. Welches der Ursprung aller Uebel?

Magus. Die menschliche Vernunft.

Lucian. Warum ward sie uns also von Gott gegeben?

Magus. Damit wir sie fliehen.

Lucian. Welcher aber von beiden ist besser und glüklicher, ein Philosoph, welcher in seinem ganzen Leben der Vernunft folgte, oder ein Mörder, welcher vor seiner Hinrichtung die Gnade ergriff?

Magus. Der Mörder, bei Gott! der Mörder.

Lucian. Indessen ob ihr gleich durch die göttliche Gnade sehr erleuchtet seid, so pflegt ihr doch nicht nur verlacht, sondern auch im Reden und Handeln fast von Jedem übertroffen zu werden.

Magus. Allerdings sind die Kinder der Welt klüger, als die Kinder des Lichts.

Lucian. Wen hältst du wohl unter allen Menschen für den vollkommensten Weisen und Tugendhaftesten?

Magus. Adam, den Stammvater der Menschen.

Lucian. Du scherzest. Denn ihr seyd viel klüger als Adam.

Magus. Welcher freche Spott!

Lucian. Gar nicht. Den Unterschied unter Speisen und Geschlecht, welchen er nicht kannte, den kennt ihr recht gut.

Magus. Hinweg Verruchter! Ueberhaupt haben wir dich nicht kommen lassen, um uns zu examiniren sondern um dich zu examiniren, und so werde ich den Faden wieder aufnehmen.

Lucian. Ich bins zufrieden.

Magus. Wie kann man die Völker verfinstern, damit sie die Herrschaft geduldiger ertragen?

Lucian. Das muß Satanas, als der Fürst der Finsterniß am besten wissen.

Magus. So sollen wir wohl da, wo es auf die Aufhebung der leidigen Philosophie ankömmt, ihren Urheber fragen? Denn wo kam sie sonst her als von dem Satan?

Lucian. Man muß durch Gesezze und hinzugefügte Strafen verhindern, daß Niemand es wage weiser zu werden.

Magus. Weiter.

Lucian. Die öffentliche Censur schärfen, ihr Ansehn vermehren, und durch Confiscation, Gefängniß und Verbannung, die muthwilligen Schriftsteller abschrekken.

Magus. — Und überdem? —

Lucian. Jedes glükliche Genie durch Versprechungen und Belohnungen gewinnen, oder welches noch sicherer ist, von Aemtern abhalten, oder sogar entsezzen, und an ihre Stelle diejenigen wählen, von deren Stumpfsinn man überzeugt ist. Endlich durch Einrichtung des Unterrichts und der Lehrer verhüten, daß das jugendliche Alter keine Ahndung von Weisheit bekomme.

Magus. Alles dies ist geschehen, und doch damit nichts ausgerichtet. Das Licht der Philosophie ist nicht so wohl ausgelöscht, als vielmehr verbreitet worden. Die Jünglinge lachen, die Greise ärgern sich, verachten die Gesezze, verspotten die Strafen, und halten

sogar die angethane Beschimpfung, für Ehre. Weist du also nicht vielleicht einen bessern und wirksamern Rath?

Lucian. Wenn es nicht vielleicht jener Einfall Muhamets ist?

Magus. Und welcher?

Lucian. Als jener Hügel auf seinen Befehl nicht zu ihm kommen wollte, so ging er, gleichsam als wenn dies noch ein größeres Wunder wäre, selbst zu ihm hin.

Magus. Weil also unsere Zeitgenossen sich von der Philosophie nicht abziehen lassen, so sollen wir uns selbst wohl ihr nähern? Ein schöner Rath! So weist du also gar nichts, was uns neu oder unbekannt wäre?

Lucian. Ganz gewiß etwas!

Magus. Und das wäre.

Lucian. Nicht wahr ihr glaubt mit Fridrichs Schatten zu thun zu haben, ich bin aber Lucian.

Bei diesen Worten verschwand er plözlich aus der Gesellschaft der Magier, welche beschämt und verstohlen einander anblikte, und alle ihre Flüche und Verwünschungen vergebens erschöpfte.

Da aber Lucian einmal auf der Oberwelt war, wollte er, ehe er an den Ort seiner Bestimmung zurükkehrte, sich mit dem Geiste unserer Zeiten bekannt machen. In dieser Absicht besuchte er an alle den Orten, durch welche er seinen Weg nahm, nicht sowohl die Zirkel der Vornehmen, als vielmehr die öffentlichen Orte. Hier kam ihm nun ein sehr glüklicher Umstand zu statten. Denn er mochte kommen oder hinweggehen, so wurde er weder gehört, noch gesehn. Sonst war man an öffentlichen Orten zufrieden, mit langen Erzählungen von Gespenstern, Abentheuern und Wundern die Tage zu verkürzen; aber auch dies hat sich so ganz verändert. Denn die öffentlichen Zeitungen werden von allen ohne Unterschied nicht

sowohl gelesen, als vielmehr verschlungen, und jeder nimmt sich jezt so viel heraus, öffentliche, bürgerliche und kriegerische Begebenheiten nach seinen Grundsäzzen zu beurtheilen. So fand Lucian bei seinem Eintritte in eine Auberge einen Officier, welcher über die Ursachen und Schiksale des gegenwärtigen Krieges, welchen er mit gemacht hatte, declamirte. Nach dem er seine Tapferkeit nicht wenig erhebend, von den Fehlern der Anführer, der Untreue der Bundesgenossen, der Unfreundlichkeit des Himmels, der Ungerechtigkeit des Glüks, und endlich von allem dem, was er gethan hatte, oder vielmehr hatte thun wollen, genung geschwazt hatte, dachte Lucian so bei sich: O ihr neidischen Zeitungsschreiber! Wie so viele und große Thaten werden von euch mit mißgünstigem Stillschweigen unterdrükt; denn so hören wir ja, daß viel mehr geschah, und viel glänzendere Thaten ausgeführt wurden, als wir gelesen oder gehört haben. Um so geneigter muß man auch dem Stolze so mancher verzei-

hen, welche aus diesem Kriege zurükkehrten. Der Officier ließ sich indessen nicht stöhren. Nie gab es leicht einen Krieg welcher gerechtere Ursachen, oder auch ausgemachtere Vortheile hatte, welche sich gewiß noch bis auf die späte Nachwelt erstrekken werden. Denn wenn Jemand den Vorzug der Disziplin und Taktik bisher noch hätte bezweiflen können, so wäre er wenigstens nun mehr so ganz entschieden. Man hat eingesehen, welch ein großer Unterschied sey, zwischen einem eingerichteten Heere und einem unordentlichen Schwarme von Landleuten und Bürgern, eingesehen, wie groß der Patriotismus und die Treue der Deutschen gegen ihre Fürsten sey. Die Könige haben die Erfahrung gemacht, daß der Soldat, der einzige Schuz und der Adel die einzige Stüzze ihres Thrones sey; aber auch der Adel hat sich überzeugt, daß sein Glanz mit der Majestät in der nächsten Verbindung stehe, und daß mit der Sonne die Sterne zugleich untergehen müssen. So wird das Band zwischen Adel

und Fürsten immer fester angezogen werden. Jemehr Völker dies einsehn, desto weniger werden sie auf Neuerungen denken und das zu erhalten verzweiflen, was den Franken gelang; nun sezze man hingegen den Fall, dieser Krieg wäre entweder gar nicht unternommen, oder nicht mit solcher Anstrengung geführt worden, welche schrekliche Erndte von Unglük würde aus jenem so weit ausgestreuetem Saamen fränkischer Irrthümer und Meinungen entstanden seyn! Desto mehr Dank ist man einem Kriege schuldig, welcher uns nicht nur von so vielen Uebeln befreiete, sondern auch Deutschland, und so gar ganz Europa in einen beständigen Ruhestand sezte.

Ein Priester, welcher gegen über saß, fand für gut, ihn hier zu unterbrechen. Wie sehr, fiel er ein, wünschte ich, daß deine Behauptungen wahr seyn möchten. Dies aber läßt sich leichter hoffen, als wünschen, So sehr auch ich die Ursachen des angefangenen Krieges

billige, eben so sehr bin ich mit dem Ausgange unzufrieden. Denn was hat man in diesem Kriege gewollt? Oder vielmehr was ausgerichtet, was erhalten? Sehen wir etwa den König von Frankreich wieder auf dem Throne? oder welches noch größer ist, noch am Leben? Und doch leben die noch, welche ihn umbrachten? Ja was noch mehr ist, herrschen und schreiben Königen Bedingungen des Friedens und Krieges vor? Und jene edlen Exulanten, welche um dies nicht zu sehen, sich selbst verbannten — sind sie wieder hergestellt? Oder schleppen sie nicht verbannt, ihr unglükliches Daseyn mit sich herum? Mit welchen Provinzen haben die Rebellen ihre Verbrechen uns abgekauft? Oder mit welchen Strafen und Abgaben ihre so schreklichen Vergehungen gebüßt? Und doch sind dies nur Kleinigkeiten. Das Künftige wird noch schreklicher ausfallen, als das Vergangene. Denn was wird aus dem Menschengeschlecht werden, nachdem die Religion von den Franken, nicht sowohl geschmä-

lert, als vielmehr aufgehoben und ganz ausgerottet wurde. Je mehr diese Pest den menschlichen Leidenschaften schmeichelt, desto mehr wird sie sich nach und nach verbreiten, und endlich das ganze Menschengeschlecht vergiften. Wenn nun auf die Art alle göttliche und menschliche Banden aufgelößt, oder vielmehr gesprengt wurden, dann ists um das Glük der Völker geschehen. Denn wer wird die Gottheit verehren, oder uns, als ihre Statthalter, oder die Fürsten als Söhne der Gottheit, oder den Adel als Söhne der Fürsten? Wen wird unser Ansehn rühren? Wen unsere Drohungen schrekken? Wer wird Ablaß für Sünden, wer die Erlaubniß die Welt zu betreten und zu verlassen, von uns erkaufen? Kurz, wer wird künftig der Gottheit Opfer, den Königen Abgaben, und uns Zehnten entrichten? Alles dies wäre gesichert worden, wenn der Krieg mit dem Untergange der ganzen fränkischen Nation geendiget worden wäre, und die Nation

und ihre verkehrten Grundsäzze, ein und dasselbe Grab gefunden hätten.

Hier ward das Gespräch abgerissen, und bald darauf durch einen Schulmeister wieder angefangen und fortgesezt. Auch ich, fuhr er fort, glaube, daß der gegenwärtige Krieg viele gute und böse Folgen haben werde, aber ganz andere, als ihr hergezählt habt. Denn Jeder bildet und ahndet dieselben nach seiner Neigung. So rühmt der Kaufmann jene verschwendete Menge von Gold und Silber, welche nunmehr nach seiner Meinung einen viel freiern und weitern Umlauf bekommen wird, als da, wo sie in den Schäzzen der Fürsten verborgen lag, und welche, wie ein abgelassener Fluß ganze Gegenden wässern wird. Der Soldat rechnet jene größere Leichtigkeit berühmt zu werden und in der Armee zu steigen, zu den größten Vorzügen. Die Fürsten wünschen sich Glük, Länder erobert, fremde Völker unterjocht, oder auch die Ihrigen zum Gehorsam zurük gebracht

zu haben. Der Philosoph hingegen betrachtet die Dinge nicht nach dem Scheine, oder nach der Gegenwart, so wie er auch das nicht für gut und böse hält, was einzelne Menschen, oder Stände angeht, sondern was auf das Glük und Unglük der ganzen Menschheit Einfluß hat. In dieser Rüksicht kann ich eure angeführten Vortheile auf keine Art anerkennen. Ich sehe nicht ein, was die menschliche Glükseeligkeit dadurch gewann, daß einige Provinzen unterjocht, und einige erobert wurden, aber das sehe ich desto deutlicher, daß dies ein Saame werde, aus welchem unzähliches Unglük, Aufruhr und Krieg hervorgehen werden. Hätte das Geld, welches den Schäzzen der Fürsten so reichlich entströmte, sich in gleichen und abgemeßnen Canälen über die Völker ergossen, so wäre es eine Sache, welche man ertragen, und vielleicht sogar für Glük halten könnte. Aber es ward aufgefangen von wenigen Kaufleuten und Wucherern. Plözlich groß und reich werden diese durch ihren Geiz, Stolz,

Schwelgerei und Wucher, Völker entweder aussaugen, oder verderben. Ihre unersättlichen Begierden und stolze Herrschsucht werden dann unerträglicher werden, als jede Tyrannei. Ueberdem wird aus der ungewohnten Menge des Geldes, nicht nur Theurung, sondern auch Geringschäzzung der Menschen entstehn. Denn indem ein kleiner Theil im Ueberfluß schwelgt, wird ein viel größerer mit Mangel und Kummer kämpfen, ein Fall, welcher die Gleichheit des Rechts und der Menschen leichter stöhren, als wiederherstellen, und leichter eine Erndte von Lastern, als Tugenden hervorbringen kann. Was hilft es, wenige plözlich reich und als Fürsten, und hingegen Bürger und Fürsten erschöpft zu sehen? Diese leztern also werden genöthiget werden, Geld von ihren reichen Bürgern zu borgen. Die Armen werden dann die Zinsen bezahlen, und so die Schäzze ihrer reichen Mitbürger vermehren müssen. Sollten auch Fürsten nicht darauf denken, ihre Schazkammern wieder anzufüllen, so werden sie doch

bei jedem außerordentlichen Ereignisse zu neuen Auflagen ihre Zuflucht nehmen müssen, und so folgt, daß eure vermeinten Vortheile diesen Namen nicht verdienen. Und eben so denke ich in Rüksicht auf die von euch angeführten Nachtheile. Ein gewaltiger Irrthum wäre es, zu glauben, daß Religion und Gottesverehrung durch diesen Krieg aufgehoben oder zerstöhrt worden sey. Leichter konnte Jemand der Welt ihre Sonne entziehen, oder die ganze menschliche Natur zerstöhren. Es giebt hier nur zween Fälle. Denn ist die Religion wahr, bei Gott! wer könnte, oder wagte sie aufzuheben? Und ist sie falsch, wer sollte sie nicht aufgehoben begehren und wünschen? Was noch mehr ist, selbst die Nation, welche sie verworfen haben soll, hat ihre Nothwendigkeit auf das feierlichste anerkannt. Denn wem ist jenes wunderbare Dekret von Robespierre unbekannt, daß ein Gott sey. Da dieses Dekret für viele ein so reicher Stoff zum Spotte wurde, so steht vielleicht eine kurze Untersuchung

desselben hier nicht am unrechten Orte. Fürs erste schien es lächerlich, eine Meinung zu befehlen, bei welcher nur eine Prüfung, aber kein Befehl statt finden kann, besonders da es eine Materie betraf, welche Niemand leugnen kann, so lange er seine Vernunft noch nicht aufgegeben hat. Noch ungereimter schien es, die Natur und Eigenschaften des höchsten Wesens, durch ein Dekret festzusezzen und zu sanktioniren, eben so, als wenn Jemand das Licht und die Macht der Sonne durch ein Edikt beschliessen und bezeugen wollte. Indessen giebt es doch noch auf diesen Spott eine Antwort. Mag auch immer, und zwar mit Recht, Robespierre ein Ungeheuer genannt werden, welcher einige nicht zu verachtende Tugenden durch mehrere und größere Laster schändete, so läßt sich doch deswegen bei ihm noch nicht ein so hoher Grad von Unsinn annehmen. Auch hat der noch nicht allen Scharfsinn sogleich verlohren, welcher die Menschheit abgeschworen zu haben scheint. Daher erkläre ich mir die Sache

ohngefähr so. Eine unruhige Parthei hatte, entweder vom Fanatismus erhizt, oder durch Geld bestochen, ihren Unsinn so weit getrieben, daß sie nicht nur die ganze Religion, sondern auch Gott sogar verwarf, oder zu verwerfen schien. Dadurch entstand bei dem vernünftigern Theile eine gerechtere Furcht, und bei dem auswärtigen ein eben so großer Haß. Man hatte ein Mittel nöthig für beide. Man mußte dem erstern seinen Verdacht, und dem leztern seinen Haß benehmen. In dieser Absicht erklärte Robespierre, daß der vernünftigere und zugleich größere Theil, bei Festsezzung der Religion, die Natur zur einzigen Richtschnur annehme, die Gottheit aber dabei so wenig ausschließe, daß er vielmehr sie zum einzigen Grunde derselben mache. Wenn dies der Sinn ist, was ist einleuchtender? wo nicht, was abgeschmakter? Aber sey auch Robespierre einer Ungereimtheit schuldig, was hat er demohngeachtet gesagt, was so viel Spott und Erstaunen verdiente? Haben jene unsere

Frommen und so hoch verehrten Kirchenlehrer, nicht zu allen Zeiten noch vielmehr gewagt? Jener bestimmte, was Niemand leugnen kann, die hingegen beschlossen, was Niemand glauben kann. Jener wollte, daß ein Gott sey, diese beschlossen, wie er seyn sollte; wenn nicht vielleicht jener strafbarer ist, weil er es allein that, oder auch sich der Drohungen und Strafen enthielt, diese hingegen deswegen zu loben sind, weil sie sich der Symbole, Koncilien, Strafen und Inquisitionen zu bedienen pflegen.

Doch ich komme auf den Hauptpunkt zurük. So wie ich die von euch angeführten Vortheile und Nachtheile nicht annehmen kann, so ahnde und sehe ich andere voraus. Wenn die Welt einmal diesen unglüklichen Krieg überstanden haben wird, so wird sie sich zu neuen desto weniger entschließen, je länger sie an ihren Wunden zu heilen hat. Ich hoffe sogar,

dieser Krieg dürfe in Rüksicht auf die Zahl eben so der einzige bleiben, wie er es in seiner Art ist. Daher werden sich Fürsten nie wieder verbinden, ihre, oder fremde Völker zu unterjochen, oder Meinungen und Rechte zu bekriegen. Denn wenn es nicht die Vernunft thäte, so würde sie schon der Erfolg und die Erfahrung abschrekken, welche mächtiger ist, als alle Vernunft. Auf diese Art wird diese eben so ungerechte, als unglükliche Art des Krieges, auf immer aussterben. Ueberdem hat man die Erfahrung gemacht, daß nicht Waffen und Schrekken der Schuz der Thronen seyn müsse, und daß die Macht der Heere, gegen die Wuth des Volkes nicht bestehe. Dies wird hoffentlich jenes nöthige Gleichgewicht zwischen Fürsten und Völkern einführen. Die Bürger werden billigere Fürsten, und die Fürsten bessere Bürger bekommen. Je mehr das Schiksal der Gehorchenden erleichtert wird, desto mehr wird das Glük der Gebietenden befestiget wer-

den. Die in diesem Kriege entstandenen und verbreiteten Meinungen, werden, nie wieder durchs Schwert bekriegt, keine neue Tragoedien geben, sondern vermöge eines ruhigern Ganges der Dinge, für die Welt in vielen Rüksichten wohlthätig werden.

Wenn man Gründe hat, dies zu hoffen, so hat man auf der andern Seite auch Recht, manches noch Größere zu fürchten. So groß auch noch immer der Verlust an Ländern, Fluren, Schäzzen und Menschen ist, welcher eine Folge dieses Krieges war, so kann er doch, obgleich spät und mühsam wieder ersezt werden. Welcher Gott aber könnte wohl den gestöhrten Zustand der Meinungen und Rechte wieder herstellen? So wie der unter Fürsten und Bürgern entstandene Verdacht, viel leichter zunehmen als aufhören kann. Jeder dieser beiden Theile wird glauben, es sey ihm so viel erlaubt, als er vermöge, und ge-

genseitig mißtrauisch und argwöhnisch, um nicht Unrecht zu leiden, Unrecht wagen. Jene werden die Zügel der Regierung angezogen, diese nachgelassen, jene alles, diese nichts mit Gewalt ausgeführt wünschen. Jene werden das Schiksal fürchten, welches andern widerfuhr, diese werden das Glük hoffen, welches andern gelang. Jene werden nichts verlieren, diese alles erreichen, jene den Zeiten nicht nachgeben, diese sie benuzzen wollen. Mit einem Worte, Regenten mögen entweder Strenge, oder *Gelindigkeit* anwenden, so werden die Völker die erste übel empfinden, und die leztere mißbrauchen. Und so sehe ich den Saamen der Unruhe überall ausgestreut, welcher an dem einen Orte unterdrükt, an dem andern wieder hervorkeimen wird. Wer könnte also wohl einen ruhigen Zustand der Welt hoffen, so lange jenes aufgehobene Gleichgewicht nicht wieder hergestellt ist. Aber ich übergehe den beständigen Stoff von Unruhen,

welcher in den Völkern selbst verborgen liegt. Was soll ich aber sagen von den Gefahren von außen her? Dieser Krieg konnte so wenig die Freundschaft der Fürsten unter sich befestigen, daß er vielmehr eine Ursache ward, zu künftigen Uneinigkeiten und Kriegen. Nach verschiedenem Interesse und mit verschiedenem Glük handelnd, haben einige Neid geschöpft, andere eingeflößt. Indem einige den erlittenen Verlust zu ersezzen suchen, werden andere neidisch es zu verhindern. Durch entrissene Provinzen wird man sich wegen der verlohrenen entschädigen. Jeder wird zur Hülfe seine bewaffneten Bürger aufrufen. Diese werden dann, nachdem ihr Vortheil gebietet, die Waffen gegen ihre Feinde, oder auch gegen ihre Fürsten wenden. Indem auf diese Art die Ursach des Krieges beständig unter der Asche glimmt, wird Furcht und Schwäche die Schwerter auf kurze Zeit zurükhalten. Aber diese gleicht einer Meeresstille, welche Stürme pro-

phezeihet. Indessen mag ich von allen diesem weder Prophet, noch Bürge seyn. Denn wie ließe sich etwas Gewisses bestimmen, da, wo alles auf Wahrscheinlichkeit ankömmt? Auch ist die Macht der Zeiten und des Schiksals so groß, daß sie alles menschliche Divinationsvermögen bald übersteigt, bald täuscht. Denn obgleich die Früchte bekannt und gewiß sind, welche aus dem ausgestreueten Saamen hervorzugehen pflegen, so ist es doch das Werk der Zeit und des Himmels, ob sie hervorkommen, oder nicht.

Voll Bewunderung über die hohe Weisheit und eben so große Bescheidenheit des Schulmeisters, rief Lucian aus: Welch ein Jahrhundert, wie ungleich dem meinigen, und wie viel aufgeklärter! Denn wenn man in den niedern Ständen so viel Weisheit findet, wie viel mehr darf man von den höhern erwarten, und so trat er die Reise in die nächste Hauptstadt

an. Gleich nach seiner Ankunft erkundigte er sich nach dem Orte, wo die Räthe des Fürsten, um sich von ihren Geschäften zu erholen, zusammen zu kommen pflegten. Er fand sie so eben in Berathschlagungen über den Staat begriffen, welche sie unter Pokälen und Karten anstellten. Zu gleicher Zeit war ein Eilbote mit einer sehr wichtigen Nachricht eingetroffen. Verwiesen bis zum Ende des Spiels, meldete er: Das Vaterland sey plözlich von dem Feinde überfallen und eingenommen, der Armee fehle es an Gelde, Proviant und Leuten, und die Bürger drohten mit einem Aufruhr. Was diesen Umstand betrifft, so wird es uns weder an Zeit, noch an Weisheit fehlen, antwortete derjenige, welcher der Höchste zu seyn schien, und fuhr fort die Karten zu mischen. Als aber der Bote in ihn drang, bei einer so grossen Gefahr ein entscheidendes Mittel anzugeben, erwiederte er ziemlich kalt: Je nun, man muß Soldaten anwerben, Proviant zusammen

bringen, Geld ausschreiben, und die Bürger durch Soldaten und Waffen in Zaum halten, und nun sezte er sein Spiel fort, als wäre nichts weiter vorgegangen. Lucian verglich diese Ministerialrede mit der Weisheit des Schulmeisters, und konnte nicht umhin, auszurufen: Wehe dem Volke, dessen Weisheit vom Haupte in die Füße herabgesunken ist!

Thaten und Meinungen
Friedrichs des II.
in
der Unterwelt.

Achtes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Während seines Aufenthalts auf der Erde, fand Lucian manches sehr sonderbar, am meisten aber den Prunkvollen Pomp der Titel und Namen. So bald er sahe, daß die Weisesten darüber spotteten, ging er sogleich zum Gegentheil über. Denn er hatte die seltsame Gabe, das Ernsthafte lächerlich zu finden und das Lächerliche zu entschuldigen. Also hub er so an:

Es war, es war zu allen Zeiten Europas Sitte, die übrigen Theile der Welt durch Schiffarth oder Kriege sich zu eröfnen, und die

Sitten der Besiegten anzunehmen. Besonders ist dies bei den Deutschen eine eigene Art des Wizzes, so daß sie fremde Sitten einzuführen, für einen Triumph halten. Darf man sich also wundern, daß man asiatische Schätze und Pomp zugleich einführte? So wie es Gründe gab ihn einzuführen, so hat man auch Recht ihn beizubehalten. Zwar könnte man, ich gestehe es, so lange man die Sache nur obenhin betrachtet, es lächerlich finden, wenn jemand die Titel von denenjenigen Dingen gebraucht, wovon er nicht das geringste besizt, so daß einer der Mächtigste genannt wird, ob er gleich weder wider die Beschwerden des Schnupferis, noch auch wider die Schmerzen des Podagras sich schüzzen kann; ein anderer der berühmteste, welcher nichts Großes je empfand und that, noch ein anderer endlich, der Gelehrteste, ob er gleich von diesem Worte nicht einmal einen Begriff hat. Eben so könnte es auch wunderbar scheinen, daß die Ehre der Titel nicht an der Person, sondern am

Amte und Stande hange, endlich durch Geburth mitgetheilt oder durch Geld sogar erkauft werden könne. Indessen hat die Sache ihre guten Gründe. Besonders hat sie die großen Beispiele der Fürsten und Regenten für sich, in deren Titeln man oft noch Länder antrift, welche sie nie besaßen, oder schon längst verlohren. In der That ist dies eine sehr wohlthätige Einrichtung in der Welt, da mehrere und größere Vorzüge der Menschen möglich werden, als die Natur selbst hervorbringen konnte. Und so kommen nicht nur mehrere Tugenden zum Vorschein, sondern jedes Amt und jeder Stand bekömmt auch eben diejenigen, welche ihm am angemessensten sind. So bekömmt die Gelehrsamkeit, die Gelehrtesten, der Adel, die Gnädigsten, und die Regierung die Mächtigsten. Zugleich steigt die Würde der Aemter und die Leichtigkeit sich dieselben zu verschaffen. Denn wer könnte wohl nicht eher sich Aemter, als Verdienste erwerben? Nicht zu erwähnen, daß die Gleichheit der Menschen auf keine andere

Art leichter und gewisser erhalten und behauptet werden kann. So sind alle Candidaten ohne Unterschied die Würdigsten, alle Sachwalter die Rechtsgelehrtesten, alle Aerzte endlich die Erfahrensten. Auf diese Art fällt auf der einen Seite der Neid, und auf der andern der Irrthum und Schwierigkeit hinweg, die verschiedenen Grade der Würde abzumessen und zu vergleichen. Und wie angenehm ist es nicht, mit lauter Menschen von verschiedener Würde zu thun zu haben, da alle diejenigen, an welche man schreibt, oder mit welchen man spricht, hoch zu ehrende, oder durch so manche andere Ehrentitel, ausgezeichnete Männer sind? Noch größer ist der Vortheil, daß man schon auf der Stirn jedes Briefes lesen kann, wer und wie derjenige sey, an welchen er geschrieben ward, welches man außerdem aus ihm selbst, oft mit aller Mühe nicht herausbringen würde. Die Weisheit, Briefe zu schreiben, ist daher auch viel größer und erhabener, als man gemeiniglich glaubt. Denn was hälfe alle Schönheit

der Gedanken und Worte, wenn man in den Titeln einen unverzeihlichen Fehler beginge? Diese Schwierigkeit gewährt aber auch den Vortheil, daß jeder, welcher den Gebrauch und Reichthum der Titel in seiner Gewalt hat, troz des Mangels an Materie, doch sehr leicht die längsten Briefe schreiben kann. Die höhern Stände pflegen ihre Benennungen von der Macht, dem Geschlecht und Glanz, die Niedern hingegen von der bloßen Tugend oder Würdigkeit abzuleiten, ein Beweis, daß die Tugend schon deswegen nicht der höchste Gegenstand des Lobes seyn kann, weil sie allgemein ist. Auch war es eine sehr gute und weise Einrichtung, daß die Erfinder der Titel, nur sehr wenige von der Weisheit, und hingegen die meisten von der Geburt ableiteten. Und was soll auch in der That die Weisheit? Um sie entbehren zu können, wurden ja eben die Titel als ihre Stellvertreter erfunden. In Rüksicht auf die Geburt könnte vielleicht Jemand einwenden, es scheine viel rühmlicher und gerechter,

wenn man von Jemanden sagen könne, er sey wohl gestorben, als er sey wohl gebohren. Aber auch das ist falsch. Denn von vielen weiß man nie eine größere oder berühmtere That, als diese, daß sie gebohren wurden. Bei vielen wären wir auch durch ihr Leben und Thaten nie auf die Vermuthung gekommen, daß sie je gebohren und gestorben wären, hätten wir nicht gelesen und gehört, daß sie wohl gebohren waren. Da überdem die Naur viel zu sparsam und neidisch ist, so pflegen die Regenten sie auf eine glükliche Art zu verbessern. Denn sie bezeugen schriftlich, daß diejenigen, vermöge einer Wiedergeburt, welche die Natur bei ihrer ersten Geburt vernachläßigt hatte, wohl gebohren sind, nicht als wenn die vorher fehlenden Naturgaben nunmehr da wären, sondern vielmehr, damit ihre Abwesenheit nicht schade. Wollte demohngeachtet Jemand dies für einen leeren bloßen Schein, oder für eine Sache ohne Gewicht und Werth halten, so würde er nicht wenig irren. Denn daß es gar keine Kleinig-

keit sey, beweist der Stolz, mit welchem die meisten sich gefallen, und die andern verachten. Da sie überdem durch Geld sogar erkauft werden kann, und oft erkauft wird, wer könnte da noch an ihrem Werthe zweifeln. Bei dieser Betrachtung drängen sich mir nach so vielen angeführten Gründen immer noch mehrere und größere auf. Diese Titel pflegen sich immer mit der Zeit zu vermehren und zu vergrößern. Auf diese Art fehlt es dem menschlichen Verstande nie an einem offnen und weiten Spielraume. Denn so wie die Erfindung jener Titel ein Werk der Weisheit war, so ist ihr rechtmäßiger Gebrauch ein großer Theil der Gelehrsamkeit. Und wenn die Welt, nach der Meinung einiger großen Philosophen, unendlich ist, so müssen natürlicherweise auch ihre Titel unendlich seyn. Nach dem Maaße, nach welchem sie von Tage zu Tage wachsen, nimmt auch zu gleicher Zeit die menschliche Tugend zu. Denn so wie es der Neid ist, welcher das Gute, welches er andern nicht ableugnen kann, durch

Worte und Urtheile zu verkleinern pflegt, so halte ich es für Humanität, einem dasjenige Gute beizulegen, was er nicht *einmal* besizt. Endlich finde ich es sehr vernünftig, daß man bei der täglichen Vermehrung menschlicher Titel, doch noch nie darauf dachte, auch die göttlichen Titel zu vermehren, oder Gott neue Ehrenbezeugungen zu beschließen. Denn Gott war von je her gewohnt, alles, was groß und vortreflich ist nur hervorzubringen, und ohne es selbst zu genießen, andern den Genuß zu überlassen. *Indessen genießt er auch hiervon* die seeligste Belohnung, theils, indem er die Menschen so erfindungsreich sieht, daß sie Vorzüge sich zu geben wußten, welche er selbst nicht geben konnte, theils auch, weil er von viel vorzüglichern Menschen verehrt wird.

Nach dieser philosophischen Unterhaltung sezte Lucian seine Reise fort und kam so zu den Franken und wunderte sich nicht wenig, eine Nation, welche sonst wegen ihres unend-

lichen Stolzes und ihrer fast lächerlichen Eitelkeit bekannt war, auf einmal so sehr umgeschaffen zu sehn, daß sie über den abgeschaften Adel und die eingeführte Gleichheit nicht wenig triumphirte. Kaum war ihm einer von dem Volke aufgestoßen, dessen Alter für seine Klugheit bürgte, als er nach der Ursach forschte und folgende Antwort erhielt. Wenn man, wie ich nicht zweifele, einst gerechte Ursachen hatte, den Adel einzuführen, so hatte man nunmehr noch gerechtere, ihn abzuschaffen. Da sonst alles mit den Waffen ausgemacht wurde und Fürsten unaufhörlich damit beschäftiget waren, Kriege anzufangen, oder abzuwehren, so bedurften sie Unterstüzzung, welche sie aus ihren Völkern unter versprochenen Belohnungen aufriefen; wenn nun die Vornehmsten, begleitet von einem bewafneten Schwarme der Ihrigen in Krieg mit ihnen ausgezogen, so war es billig, daß sie nach glüklich geendigter Fehde, belohnt wurden. Und so gewährte Tapferkeit nicht nur Ehre, sondern auch Reichthum. Denn

die eroberten Länder wurden ihnen, und zwar frey von Abgaben zugetheilt, unter der Bedingung, daß sie im nöthigen Falle mit einer gewissen Zahl Bewafneter, ohne Sold für das Vaterland stritten. So wurden nicht nur Landgüter, sondern auch die Ehre, welche so gewöhnlich am Vermögen hängt, erblich, und die Sache des Adels mit der Sache der Fürsten so ganz verwebt. Das Volk lies sich es gefallen, um so leichter, da es sich von der Nothwendigkeit, die Waffen zu ergreifen, befreit sah. In der Folge der Zeit fing der Adel gar bald an herrschsüchtig und gewaltsam, alles sich anzumaßen, schlau den Gesezzen sich zu entziehen, alle höchsten Aemter des Staats, als eigenthümlich andern zu entreißen, den niedern Stand durch Verachtung und Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und oft so gar den Fürsten, welchen sie ihre Würde zu danken hatten, gefährlich zu werden. Es war also gleichsam ein neuer Staat im Staate. Eine eingeführte bessere Ordnung der Dinge, nebst einer

stehenden und besoldeten Miliz hatten endlich jene rohen Kriege verdrängt. Nunmehr sahn die Bürger sich zu den Waffen verpflichtet, welche für ihre Altäre, Fluren und Hütten zu streiten, und zugleich das Geld zur Führung der Kriege zusammen zu bringen genöthiget waren. Was that nun hier der Adel? Nichts anders, als daß er nach erleichterter Last des Krieges und beibehaltenen Freiheiten, es sich gefallen lies, daß Bürger seine Güter mit ihrem Blute vertheidigten, oder, wenn sie ja die Waffen ergriffen, die höchsten und einträglichsten Stellen in der Armee, als ihnen ausschlüßlich zukommend forderte, und so jeden ausschloß, oder zurükstieß, welchen die Natur bei seiner Geburt nicht eben so begünstiget hatte? Das Höchste im Staate erhielten also die, welche zu dem Besten desselben nichts, oder doch nur das wenigste beitrugen. Mit ihrem Stolze wuchs auch von Tage zu Tage ihre Anzahl. Fürsten pflegten bei dem Antritte ihrer Regierung, oder bei andern eintretenden Feier-

lichkeiten und Veranlassungen, oder oft auch sogar für Geld, das zu ertheilen, was die Natur nicht ertheilen konnte. Abgehärtet durch das lange Uebel, hätte der Staat ohne Zweifel es noch länger ertragen, hätten nicht völlig zügellose Leidenschaften, Verderbtheit, Verschwendung, Raub, und eine größere Lasterhaftigkeit, als man der menschlichen Natur zutrauen sollte, seine Geduld erschöpft. Die, welche sich für Götter hielten, sahn ihre Mitbürger für Thiere an. Verschwender und Bankerotierer, welche *nicht nur ihr* Vermögen, sondern auch ihren Kredit verloren hatten, sahn stolz auf reichere Bürger herab, und verachteten, obgleich selbst völlig unwissend, die Gelehrten der Nation. Aber nicht ungestraft. Die Reichen wurden unwillig, die Gelehrten erbittert. Auf den Unwillen folgte Verachtung, auf Verachtung Haß. Besonders waren es die Gelehrten, welche ihren Verstand aufboten, die Ungerechtigkeit dieser Sache zu beweisen. Daß sie bei dem Volke einen leichten

Eingang fanden, war kein Wunder. So hatte der Adel, plözlich aus seinem langen Besiz herausgesezt, die Gelehrsamkeit für die vorzüglichste Ursache seines Falles anzusehn. Die Gelehrsamkeit? — erwiederte Lucian, das ist mir nicht lieb. Denn ist Neid wohl besser, als Stolz? oder haben die eine gerechtere Sache, welche stürzen? als die, welche verachten? — Du irrest, fuhr der Gallier fort. Wenigstens scheint es Dir nicht einzufallen, daß der Neid nur bei denen Gegenständen Statt findet, welche man nicht nur für Vorzüge hält, sondern auch bewundert, verlangt, und bei andern, als sich selbst mit Unrecht entrissen, mit Mißvergnügen bemerkt. Alles dies haben die fränkischen Philosophen nicht gethan. Haben sie eine eitele Ehre verlangt, welche sie selbst so bitter verlachten und verspotteten? Es war vielmehr der Beruf des Menschen und das Amt des Philosophen, wenn sie unwillig, sich von der Unwissenheit der Mächtigen zurük gestossen, und ihre Mitbürger von der täglich stei-

genden Ungerechtigkeit gemißhandelt zu sehn, die Unwürdigkeit der Sache ins helle Licht stellten. Wenn die Weisheit über den Aberglauben der Zeiten und Meinungen so leicht triumphirte, so war es kein Wunder, da nicht nur die Sache sondern auch der Stil siegte. Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zurük. Seinen völligen Untergang hat der Adel ohne Zweifel sowohl seiner eigenen blinden Verkehrtheit, als auch dem unglüklichen Sturze des Reichs zuzuschreiben. Als der König, nebst den Vornehmsten, kein Mittel mehr fanden, das unter seinen Schulden und vielfältigen übrigen Uebeln wankende Reich zu retten, so riefen sie die Nation zu einer allgemeinen Berathschlagung zusammen. Die Erfahrung indessen bewies, daß es nicht sowohl auf den Rath, als vielmehr auf das Geld der Nation angesehen sey. Hätten sie damals der Nothwendigkeit nachgebend, ihre Vortheile den Umständen unterwerfen, und lieber etwas, als alles erhalten wollen, so würden sie heute noch seyn, ja sogar noch blühen und herrschen.

Aber indem sie ihre Sache mit der des Königes und der Priester verbanden, und nur auf die Behauptung ihrer Vorrechte und Unterdrükkung der Bürger bedacht, ihre Zuflucht zu geheimen Ränken und offenbarer Gewalt nahmen, wurden sie die Ursache dieses unglüklichen Krieges. Und so bekam man auf einmal einen doppelten Aufschluß. So wie sie auf der einen Seite sich für Feinde des Vaterlandes erklärten, so bewiesen sie auf der andern Seite, daß das Vaterland sie leicht entbehren könne. Umsonst, daß sie da, wo sie freiwillig, oder auch vertrieben, aus dem Vaterlande entwichen, den gewissesten Untergang des Reichs, und besonders der Armee prophezeihten. Der Erfolg entsprach ihrem Geschwäzze so wenig, daß vielmehr alles einen viel bessern und glüklicheren Gang bekam, nachdem jeder Weise Gelegenheit fand, empor zu streben. Daher jene Verachtung und jener Haß, daher jener Entschluß, den Adel aufzuheben, und die Gleichheit einzuführen.

Da nennst Du mir ein Wort, fiel Lucian ein, welches überall, wo ich durchkam, einen sehr übeln Ruf, und sogar einen allgemeinen Haß hat. Denn die von euch eingeführte Gleichheit, wird, als die gefährlichste Pest der Menschheit, überall verwünscht und verabscheuet. Dies ist besonders der Fall in den meisten Provinzen Deutschlands. Diese Nation hängt an der Ordnung eben so sehr, als an der Religion. Die abgemessenen Unterschiede der Titel und Orte zu beobachten, nennt sie Klugheit, darin zu fehlen, Vergehungen, und jemanden ohne Titel, oder gar in der einfachen Zahl anzureden, bäuerische Grobheit. Sie sieht nicht sowohl darauf, daß alles recht und anständig, als vielmehr nach der gehörigen Ordnung geschehe. Diese Ordnung hält sie nicht für eine Folge der Eitelkeit, sondern für ein Werk der göttlichen Weisheit. Daher jener allgemeine und tödtliche Haß gegen euch, und jener mit gleicher Leidenschaft angefangene und geführte Krieg, dessen einzige Absicht, wie ich höre und lese,

nicht die Erhaltung des Rechts und der Glük-seligkeit, sondern die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge war. Denn so sagt das allgemeine Geschrei, daß durch euch alle göttliche und menschliche Ordnung erschüttert, alle Rechte und Gesezze aufgehoben, und die ganze menschliche Gesellschaft zerstöhrt worden sey. Denn eure so sehr gepriesene Gleichheit gehe doch nur darauf hinaus, daß künftig alles erlaubt und Niemand mehr in dem Besiz seines Vermögens und seiner Würde sicher sey. Und dies heiße doch wohl nichts anders, als einen Riesenkrieg mit der Natur beginnen, welche die Ungleichheit selbst einführte, und eingeführt jederzeit zu erhalten wußte. Was wäre daher ungereimter, als dieses Gesez in der ganzen Natur anzuerkennen, und in der menschlichen Gesellschaft aufzuheben?

O, des blinden und für die Wahrheit verblendeten Pöbels! rief der Gallier bei diesen Worten aus. Ist es denn nicht einleuchtend genug, daß wir keine andere Absicht hatten, als

die ächte, natürliche Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und von den durch Zeit und Menschen eingeschlichenen Mängeln zu reinigen? Wenn wir die von menschlicher Willkühr ertheilten, und jedem Würdigsten gemeiniglich beschwerlichen Freiheiten, Privilegien und Würden abgeschaft wünschten, konnte man da wohl von uns glauben, daß wir die Ordnung der Dinge abgeschaft haben, welche auf keinem andern Wege hervorgehn und ihr Recht behaupten konnte? Und wie? man beschwert sich, die Gesezze wären zerstört? und doch, wenn wurden sie strenger beobachtet und seltner ungestraft verlezt? Man behauptet, Gehorsam und Disciplin sey aufgelöset, und wenn war sie je strenger und genauer, als jezt? Oder kann der Staat sich über Unrecht und Unglük beschweren, da jedem Aufgeklärtesten und Würdigsten der Weg zu Ehrenstellen eröfnet und gebahnt wurde?

Du brauchtest wenig Mühe, versezte Lucian, mich zu überzeugen, da ich vorher schon Deiner Meinung war. Demohngeachtet be-

fürchte ich, Deine Rede werde manchen nicht bekehren. Leidenschaften wollen nun einmal sich nicht überzeugen lassen. Ich glaube sogar vorauszusehn, eure eingeführte Gleichheit und Umwandlung der Dinge werde euch in der Folge viel lästiger werden, als die vorige Ordnung. So unwahrscheinlich Dir dies immer scheinen mag, so hoffe ich doch Dir es durch Gründe zu beweisen, wenn Du mir ein wenig zuhören willst.

Fürs erste werden an die Stelle der von euch aufgehobenen Würden, andere, und zwar viel unerträglichere Vorzüge treten und sich erheben, nämlich die Macht des Genies und die Tyrannei des Reichthums. Denn wer könnte künftig den Stolz der Kaufleute und Wucherer demüthigen, wenn einmal der Adel hinwegfällt, welcher das Vorrecht hat, Geld von ihnen zu borgen und demohngeachtet sie zu verachten. Aber wenn ich auch den Reichthum vergesse, wer könnte wohl die Allgewalt des Genies und seinen so sengenden Glanz unempfindlich ertragen? Nicht mehr vom Adel ge-

mäßiget, zurükgehalten und ausgeschloßen, wird es desto schneller und höher emporstreben, und alles Höchste im Staate, alle Würden und Aemter allein erreichen und allein verwalten. Wenn auf diese Art nur sehr wenige herrschen und desto mehrere gehorchen, wie könnte da die Gleichheit noch Statt finden? Wer wollte dann nicht die vorigen Zeiten zurükwünschen, wo alles mehr getheilt und vermischt war? Der Adel konnte die Gelehrten, die Gelehrten die Reichen, und die Könige die Weisen nicht entbehren, ein Umstand, welcher das Band, der menschlichen Gesellschaft immer erhielt und befestigte. Auch hatte jeder der verschiedenen Stände etwas, was er dem andern entgegen sezzen konnte. Jeder verachtete und ward auch zugleich verachtet. Ueberdem hatten an den höchsten Würden und Aemtern mehrere gemeiniglich zugleich Antheil. Einer hatte den Namen, ein anderer die Ehre, und ein dritter endlich den Verstand, es zu verwalten. Den größten Antheil hatten oft der Rath oder gar

der Sekretär. Ein Schreiber regierte oft den, welcher die größten Armeen regierte. Die, welche den Vorzug der Ehre und des Reichthums hatten, konnten sie schon deswegen nicht mißbrauchen, weil es ihnen an Verstand und Geschiklichkeit gemeiniglich fehlte, und die, welche auf ihren Geist sich verlassen konnten, waren nicht im Stande zu schaden, weil es ihnen an Reichthum und Würden fehlte. Wenn nun aber alle diese Vorzüge an einem Orte zusammenfließen, wer könnte dann eine so verhaßte Ungleichheit ertragen? Ob es gleich vorher mehr, sogar willkührliche Unterschiede der Ehre gab, so war es doch leichter, sie aufzuheben, oder wenigstens zu ertragen. Denn wer sollte sich über einen Vorzug beschweren, welcher nicht von der Natur, sondern von der Meinung herkam? oder an der Erlangung desselben verzweifeln, da er von menschlicher Willkühr abhieng? Oft floßen sogar von selbst und unvermerkt diese Unterschiede in einander. So nahm oft der Kammerdiener durch Hülfe einer Dame

Antheil an dem Adel, indes der gnädige Patron den Adel seines Geschlechts der Kammerjungfer mittheilte. Alles dies ist nicht mehr möglich, so bald es nicht mehr erlaubt ist, die neidische Natur zu verbessern, welche nur wenige durch ihre Gaben für die Herren der Welt und alle übrigen für Sklaven erklärt.

Diese Deduktion hatte den Gallier in einen Gemüthszustand versezt, welcher es ihm unmöglich machte, mit sich selbst einig zu werden, ob er sie für Ernst, oder Spas annehmen solle. Als er sich in etwas erholt hatte, nahm er das Wort: Auch ich sehe hier einen durch Namen und Thaten, berühmten Mann, welchen das Wort Gleichheit nicht wenig irre geführt hat. Bei diesen Worten las er aus den Zeitungen jenen Ausspruch des Oesterreichischen Heerführers Clairfait vor, welcher damals so allgemein bewundert und gefeiert wurde. Denn als er nach einem glüklichen Treffen, die Menge der Erschlagenen, Officiere und gemeine Krieger vermischt erblikte, so rief er aus:

Seht da die einzige, wahre und rühmliche Gleichheit! Ob dies der Ausdruk eines menschlich fühlenden Herzens, oder ein Trost für den niedern mit dem Tode kämpfenden Krieger seyn sollte, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er einem größeren Feldherrn, als Philosophen entfuhr. Denn ist es vielleicht zu wenig, daß der Edle vorgezogen und glüklich sein ganzes Leben durchlebte? Soll er gar nicht, oder wenigstens auf eine andere Art sterben? So ist wohl gar die Natur ungerecht, daß sie dem, welcher von bürgerlichen Uebeln sich befreit sah, nicht auch die Nothwendigkeit zu sterben erließ? Auf der andern Seite ist es sonderbar, die Gleichheit im Tode anzuerkennen und in der Geburt zu leugnen, als wäre das Kind besser, als der Greis, oder der Mensch besser, wenn er geboren wird, als wenn er stirbt. Oder mit welchem Rechte darf man eine Gleichheit rühmen, welche die Natur erzwingt? und von welcher die Fürsten, hätte es bei ihnen gestanden, ihre Klienten vermuthlich auch befreit haben

würden. Eben jenen Ausruf könnte vielleicht ein unglüklicher Wizling auf so manche natürliche Handlungen anwenden, welche Edle und Unedle nach einem und demselben Gesezze verrichten. Doch *im Ernst*. Es ist mir, als hört ich einen verwundeten Soldaten seinen neben ihm liegenden Officier so anreden:

„Was die Wunden und den nahen Tod betrifft, so sind wir gleich. Aber desto ungleicher in vielen andern Hinsichten. Fürs erste rief Dein Wille Dich zu den Waffen, mich trieb die Nothwendigkeit zu denselben. Du thatest es gern, weil Du auf diese Art glüklicher, ich unwillig, weil ich unglüklicher wurde. So lange wir mit einander gedient haben, warest Du, obgleich jünger und unerfahrener, doch mein Herr und ich Dein Sklav. Du konntest mit Worten und Schlägen gegen mich wüthen, ich konnt es nur ertragen und beseufzen. Du brauchtest nur zu leben, um die höchsten Stufen in dem Heere zu ersteigen, und würde ich ein zweiter Nestor, das Glük könnte mich doch nicht über den Feld-

webel erheben. Was versehen ward, büßte ich, was gelang, war Dein Lob. So bald Du es überdrüßig wurdest, oder das Glük Dir von einer andern Seite zulächelte, war es Dir erlaubt, die Waffen abzulegen. Was mich des Dienstes entledigen kann, ist bloß das unkriegerische Alter und der Tod. So wie unsere Absichten, so sind auch unsere Vortheile so ganz verschieden. Ich war der Vertheidiger Deiner Würde, Deines Vermögens und Deiner Landgüter. Aber was war es, was Du mir erhalten, oder der Sieger mir entreißen konnte? Nach Deiner Rükkehr in das Vaterland wirst Du Deine herrlichen Landgüter, frei von Abgaben, genießen, indem ich meinen verschuldeten Akker bauen, und nicht ohne Schweiß und vielfältigen Kummer mit Zinsen und öffentlichen Abgaben kämpfen muß. Und indem Du das Glük des Friedens genießest, werde ich die Kosten des vergangenen Krieges mit aufbringen müssen. Deine Wunden werden die geschiktesten Aerzte heilen, an meinem Körper, hingeworfen in ein Lazareth, wird die Unwissen-

heit der Anfänger ihre ersten Versuche machen. Deine Wunden werden Dir Ehre machen, mich werden sie vielleicht zwingen, das Schwert mit dem Bettelstabe zu verwechseln. Endlich wenn der Tod die unvermeidliche Folge unserer Wunden seyn wird, so wird Dein Fall weit ertönen, der meinige wird kaum das Ohr derer erreichen, welche er zunächst unglüklich machte."

Hast du die Sache von dieser Seite betrachtet, wer du auch seyst, so sey es dir erlaubt, jene herrliche Gleichheit zu rühmen.

Bei seiner Rükkunft in die Unterwelt, stieß Lucian auf Aretin, welcher ihn mit Fragen über den gegenwärtigen Zustand der Oberwelt, über die Sitten der Regenten, und überhaupt den ganzen Geist des Zeitalters nicht wenig plagte. Freilich wohl, sagte Lucian, sollte man dies Dein Zeitalter nennen, da es nicht wenig Stoff zum Scherzen, und sogar zu Satyren enthält. Demohngeachtet würdest Du schwerlich Dein Glük machen, wenn es Dir einfallen sollte, zurükzukehren. Es wäre ein Wun-

der, wenn Dir jezt die Kunst nicht gefährlich werden sollte, welche Dir einst so viel einbrachte. Ueberdem machen gute Fürsten die Satyre unmöglich, und böse sind dagegen längst abgestumpft. Jene fürchten sie nicht, diese fühlen sie nicht, und keine von beiden kaufen sich mit Gelde los.

Auf nichts war Lucian bei seinem Eintritte in die Unterwelt begieriger, als das, was Friedrich in seiner Abwesenheit gesprochen und gethan hatte, zu erfahren. Eben so wie sonst in der Oberwelt, waren auch hier alle Augen auf ihn gerichtet. Er herrschte, um mich so auszudrükken, in jedem Gespräche, und es verging kein Tag, an welchem man nicht einen besondern Ausspruch oder That von ihm gleichsam feierte. Damals war eben folgende Unterhaltung zwischen ihm und Diogenes bekannt geworden:

Friedrich. Wenn ich nicht sehr irre, so scheinst Du hier viel heller zu sehn, als weiland in der Oberwelt.

Diogenes. Sehr richtig. Aber was brachte Dich auf diese Bemerkung?

Friedrich. Natürlich, weil Du hier ohne Laterne diejenigen findest, welche Du suchst.

Diogenes. So hat mich die Hofnung nicht getäuscht, durch einen Spas unsterblich zu werden, welches viele selbst mit dem Aufwande ihres Lebens nicht erhalten konnten.

Friedrich. Und das mit Recht. Die Unsterblichkeit pflegt man entweder durch außerordentliche Thaten, oder durch eine bloße Posse zu erhalten. Die gewöhnliche Tugend hungert und stirbt.

Diogenes. Ein Schiksal, welches ich mit dem großen Alexander gemein habe. Welche von seinen vielen Thaten hat ihn wohl berühmter gemacht, als die, da er zu mir kam? Denn alle die Greise und Knaben, welche von seinen Thaten, Reden, Anschlägen, Kriegen und Gefahren nicht das geringste wissen, wissen doch wenigstens, daß ich ihn einstmals bat, mir aus der Sonne zu gehn.

Friedrich. Keine sonderliche Empfehlung für Dich. Ein König, welcher einen Weisen aufsucht, verdient eine bessere Aufnahme. Was soll man von euren Klagen über die stolze Verachtung der Fürsten denken, wenn ihr sie, da wo sie euch aufsuchen, so beschimpfend zurükstoßt?

Diogenes. Du mußt nur bemerken, daß er es nicht meiner, sondern seiner Ehre wegen that. Denn er kam nicht, um seinen Glanz mit mir zu theilen, sondern vielmehr das Licht seines Ruhms an meiner Laterne anzuzünden.

Friedrich. So hattest Du doch wenigstens eine herrliche Gelegenheit ihm so manches Nüzliche zu sagen und zu rathen, und auf diese Art unzähliche Völker und Staaten zu erhalten. Denn gesezt, Du hättest diesen jungen König, diesen zweiten Herkules, welcher zwischen Tugend und Laster schwankte, so angeredet:

„Du mußt wissen, daß alle Augen auf Dich sehn. Deine Geburt und Erziehung ist so, daß Du den Weg zum Ruhme, welchen sie Dir eröffnet, nicht ohne die größte Schande verlassen

kannst. Groß ist überdem die Verpflichtung, welche so viele große Männer in Deiner Familie Dir auflegen. Hierzu kömmt noch der Durst nach großen Thaten, welcher Dich verzehren wird, wofern Du *ihn* nicht auf die beste Art befriedigest. Man ist also berechtiget, von Dir die größten Thaten zu erwarten. Auch fehlt es nicht an Stoff für Deinen emporstrebenden Geist. Siehe da ganz Griechenland, diese allgemeine Sonne der ganzen Welt, dieses Vaterland der Wissenschaften, Deiner Anführung so ganz überlassen, welches *von Dir die Befreiung von seinem* mächtigsten und gefährlichsten Feinde, nebst seiner unwandelbaren Dauer erwartet. Mit der einen Hand wirst Du die Waffen niederlegen, und mit der andern ihm das Glük des Friedens, Künste und Reichthum, kurz, die höchste und immerwährende Glükseligkeit verschaffen. So wird Dein Ruhm einen gewissen und dauerhaften Wohnplaz finden. Wenn Du dies alles vollendet hast, dann erst kannst Du glauben, daß Du über die menschliche Natur hinaus, Dich

bis zu den Göttern emporschwangst. Wenn Du ihnen nachahmen willst, so mußt Du Menschen nicht verderben, sondern erhalten. Aber wenn ich Deinen Geist recht kenne, so hast Du nie von äußerlichen Feinden so viel zu fürchten, als von Dir selbst. Seine ungemäßigte Begierde wird bei der höchsten Uebersättigung Dich zu dürsten und zu hungern zwingen. Und so wirst Du, o dürft ich es nicht fürchten! die ganze Welt bekriegen, und nach so vielen besiegten Feinden immer noch mehr zu besiegen haben. Was das Glük betrift, so pflegt es nie immer an einem und demselben Orte zu verweilen. Gemeiniglich stürzt es bald darauf diejenigen wieder herab, welche es kurz vorher über die Grenzen des menschlichen Glüks erhob. Denn es löscht das Licht der Vernunft aus, und sezt die Verwegenheit an die Stelle der Weisheit. Wer die Gunstbezeugungen desselben genoß, glaubt, es sey ihm erlaubt, alles was er kann, und er könne, was er will. So oft ich mir vorstelle, daß auch Dir diese

Nacht des Geistes bevorstehe, so oft bebt mein Geist von einem ahndendem Schauder. Denn er sieht die schönsten Städte zerstört, die reichsten Gegenden verwüstet, und die zahlreichsten Völker getödtet, oder unterjocht, sieht, wie Du, vom Stolze aufgebläht, von Unmäßigkeit verwildert, gute Rathgeber entweder verwirfst, oder sogar im Rausche niederstößest, sieht den, welchen alle als einen Gott verehren, selbst unter die Menschheit hinab gesunken. Dann wirst Du statt des Ruhmes, den Ruf ergreifen, und die Welt, *nicht wie eine* wohlthätige Gottheit, sondern wie ein feindliches Ungeheuer durchziehen, welches seine blutigen Fußtapfen überall zurükläßt. Feinde müssen Dich verfluchen, Freunde hassen, Zeitgenossen fürchten, und Nachkommen verabscheuen. Selbst Deine Thaten werden Dich nicht überleben. Denn mit Deinem Tode wird ein Reich zerfallen, welches auf die Niederlage so vieler Völker und Länder gegründet ward. Selbst Griechenland wird seinen Glanz durch

Dich nicht vermehrt, sondern verlöscht sehen." — Dies und noch mehr von dieser Art, welch eine heilsame Medicin wäre dies nicht für diesen kränkelnden Geist gewesen?

Diogenes. Du glaubst im Ernst, daß der eine Medicin angenommen haben würde, welcher mich mit diesen Worten verließ: Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes seyn! Worte, aus welchen der königliche Stolz, welcher keinen Rath verträgt, schon genug hervorleuchtet. Und hätte er belehrt werden wollen, wozu jenes Gefolge von Höflingen? Denn Könige wollen ohne Zeugen lernen.

Friedrich. Das nenne ich einen sehr sonderbaren Auftritt, einen stolzen Philosophen, welcher einem Könige den Stolz vorwirft. Denn giebt es wohl einen größern Stolz, als den, einen König zu verachten?

Diogenes. Wir Weise werden gezwungen, stolz zu seyn.

Friedrich. Freilich wohl, von Königen zuerst aufgesucht.

Diogenes. Oder vielmehr verachtet und zurük gestoßen. Denn wenn die Weisheit, von eitelm Glanze besiegt, weder Ansehn noch Gehör finden kann, so rächt sie das Unrecht durch Verachtung.

Friedrich. Indessen scheint mir doch der Stolz bei einem Könige viel erträglicher, als bei einem Philosophen.

Diogenes. Weil er mehr und gerechtere Ursachen hat —

Friedrich. Welche ich nicht sehe.

Diogenes. Ists nicht so, daß Würde den Stolz erzeugt? Glanz erzieht? und Schmeichelei ernährt?

Friedrich. Du hast mich ganz unrecht verstanden. Meine Meinung ist, daß Stolz bei einem Fürsten weniger schadet, als bei einem Philosophen. Wer wird nicht einen Fürsten ertragen, der so schon von Freundschaft und

Vertraulichkeit ausgeschlossen, und über alle Bürger erhaben ist? Sein Beruf ist zu herrschen. Herrschaft aber und Stolz stehn eben nicht im Widerspruche. Die Leutseeligkeit ist hingegen schon ihrer Natur nach der Schmeichelei und Verführung mehr ausgesezt. Der Philosoph hat im Gegentheile das Amt öffentlich und einzeln durch seine Lehren zu nüzzen. Aber welcher Stolze möchte wohl lehren? oder wer einen stolzen Lehrer hören? Den Uebelstand nicht zu erwähnen, wenn der, welcher die Tugend jeder Art lehrt, die vorzüglichste selbst nicht hat. Wer würde wohl einen Arzt ertragen, welcher mit Willen an derjenigen Krankheit danieder liegt, welche er an andern heilt? Oder wer fände es nicht sehr unschiklich, daß die Philosophie Regenten bessern soll, und die, welche sie erfanden und vortrugen, nicht bessern kann? Sowohl durch meine, als auch fremde Erfahrungen belehrt, kenne ich nur ein Mittel wider den Stolz der Fürsten, und dies sind die Wissenschaften.

Diogenes. Ich würde es zugeben, wenn ich mich nicht erinnerte, daß es zu allen Zeiten viele Dionysiusse gab, welche bei aller Vorliebe zu den Wissenschaften, doch zugleich die stolzesten und oft sogar die grausamsten waren. So viel sie auch immer auf Dichter, Tonkünstler und Sophisten verwandten, und so eifrig sie auch selbst an gelehrten Wettstreiten Antheil nahmen, so blieben sie doch selbst unerträglich.

Friedrich. Dies ist sehr erklärbar. Sie hatten dabei keine andere Absicht, als ihr Vergnügen und ihren Ruhm. Besser und gebildeter sind nothwendig diejenigen Fürsten, welche die Philosophie wählten. Denn ist es nicht die Philosophie, welche die Laster entfernt, die Begierden besiegt, und jede wahre Tugend lehrt? Indem sie das Glük von Verdiensten, Ehre vom Ruf, und Körper von Schatten unterscheidet, lehrt sie uns alles, was Recht ist, nicht nur einsehen, sondern auch befolgen. Sie scheuet das Licht der Wahrheit so wenig, daß

sie vielmehr jeden aufsucht, liebt und vorzieht, aus welchem sie dasselbe hervorleuchten sieht. Ueberdem macht sie uns mit der Welt und mit uns selbst bekannt. Wer aber könnte noch stolz seyn, so bald er sich selbst kennt? Indessen ist sie eine eben so große Freundin der guten, als Feindin der bösen Fürsten, gehaßt von ihnen, und durch Censur, Exil und andere Strafen verfolgt. Wer aber die Philosophie neben sich auf den Thron sezt, der ist entweder der beste, oder doch gewiß nicht der schlimmste Fürst.

Diogenes. Man sagt mir, die christlichen Priester in der Oberwelt besäßen ein viel wirksameres Mittel, Fürsten an ihren Pflichten und an der Bescheidenheit zu halten.

Friedrich. Das ist ein großer Irrthum. Indem sie Fürsten das Bild und sich die Statthalter der Gottheit nennen, so können sie den Stolz leichter einpflanzen, als ausrotten. Daher jene unbedingte Willkühr, jener lächerliche Aberglaube und jene unwürdigen Majestäts-

verbrechen. Kurz, wenn sie sich Söhne der Gottheit dünken, sind sie im Grunde Sklaven der Priester und Tyrannen der Bürger. Wenn daher ein Fürst sich seinen Hofnarren, oder Maitressen überläßt, so ist es schon ein schlimmes Zeichen. Doch wenn er gar von Priestern sich regieren läßt, dann ist alles verloren. Wenn ich aber die Philosophie so rühme, so glaube ja nicht, daß ich die Deinige darunter verstehe, deren Absicht ich bis jezt noch nicht begreife.

Diogenes. *Welche andere konnt' es seyn, als die Glükseligkeit?* Aber wie wäre Glük irgend möglich ohne Freiheit?

Friedrich. Es sey.

Diogenes. Wie wäre es aber möglich, frey zu seyn, so lange man von verschiedenen Bedürfnissen gedrükt, von Unrecht bedroht, zwischen Hofnung und Furcht wankt? Um also Ruhe und Heiterkeit des Geistes ununterbrochen zu erhalten, muß man über dies alles be-

fehlen, und in so fern dies nicht immer möglich ist, dies alles entbehren können.

Friedrich. Welch eine elende und doch so theuer erkaufte Glükseligkeit! Soll man auch dasjenige, was man genießen darf, selbst hinwegwerfen, weil man doch einmal nicht alles genießen kann? Und welche lächerliche Freiheit, das freiwillig zu leiden, was die Natur nicht einmal verlangt? Ich wundere mich nur, daß du Hände nnd Füße nicht zugleich hinwegwarfst, weil doch Fälle eintreten können, wo sie entweder ihre Dienste versagen, oder eine Veranlassung zu Schmerzen werden. Und doch würde ich dich hören, wofern du für dich allein gebohren, nur dir allein und nicht auch andern so manches Gute entzogen hättest. Indessen scheinst du mir doch deine Absicht erreicht zu haben. Der Ruhm und die Unsterblichkeit, welche so viele durch ihre gesunde Philosophie nicht erreichen konnten, ist dir durch deine närrische Weisheit viel leichter gelungen. Nur mußt du wie ich glaube, dich bei deinen neu-

gierigen Landsleuten, den Griechen, dafür bedanken. Denn hätte, was jenen deinen berühmtesten Einfall betrift, dich Niemand gefragt: was du mit der Laterne bei Tage wollest, so wars um dich geschehn. Verloren war dann das Licht deines Geistes, verloren deine Unsterblichkeit!

9/7.68 [illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sangerhausen, Christoph Friedrich

Minos oder Thaten und Meinungen Friedrichs II. in der Unterwelt

Bremen 1798

Bor. 175 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014099-0
VD18 10608354